Berlin und Rom

oder

Frömmler und Pfaffen.

Aus der Gegenwart

von

George Hesekiél.

Zweiter Band.

Altenburg,
Verlag von Julius Helbig.
1846.

II.

Berlin in Rom.

Der Mensch bleibt immer Mensch, was auch
die Weisen sagen,
In jedem Alter wird des Staubes schwacher
Sohn
Den Stempel einer Thorheit tragen.
(Goethe.)

I.

„Alles vermag ein Weib durch Sanftmuth und Duldung; der Mann aber kommt auf diesem Wege nie zum Ziele.“

(O. Schulz.)

„Läßt sie mich auch ewig leiden
Und mich weinen spät und früh,
Dennoch kann ich nimmer scheiden,
Ach, und zürnen kann ich nie!
Denn es wohnt in ihrer Schöne
Eine wunderbare Kraft,
Die zum Lächeln selbst die Thräne
Und den Schmerz zur Hoffnung macht.“

(Fr. Rückert.)

Der Abend war verlangend und schüchtern, liebe=warm und lustschauernd, weich und selig, wie eine Braut am Hochzeittage; in wunderbar weichen, balsa=misch duftenden Wellen floß die Frühlingsluft durch die Straßen der uralten Roma. Wenn die Stunde des Abends für unser Nordland eine ziemlich späte zu nennen war, so war es hier noch eine sehr frühe, reges Leben und Treiben herrschte in den bewohnten

Straßen und sein Geräusch drang weit hinein in die ungeheuren Trümmerwüsten, welche die alte Roma als Grabstein über die Grüfte der weltherrschenden Römer gewälzt. Ganz Rom befand sich auf der Straße, jung und alt, vornehm und gering — der überaus romantische Bettlerpöbel barfuß in ungeheurer Anzahl auf dem Pflaster, der Vornehme auf den Balkonen oder den Plattformen seiner Häuser. Hier drängten sich die Jungfrauen mit den schwarzblitzenden Augen und dem rothen Latz über der breiten, vollen Brust, ernste, hohe und edele Gestalten, um den Improvisatore und die Jünglinge schauten verlangend ihnen nach; dort baten die Mütter, die Säuglinge an der Brust, zahlreich vorübergehende Mönche um ihren Segen, deutsche und französische Maler suchten Stoffe und machten Studien; langsam und gravitätisch rollte die schwerfällige Carosse eines Colonna, eines Orsini, oder sonst eines **principe assistente al soglio** vorüber, hinterdrein aber saus'te der **char à banc** irgend eines Gesandten im vollsten Trabe, oder der **Tilbury** eines in Rom ansässigen Sir John's oder Sir Harry's; dazwischen klingelten wieder die Maulthierglocken der Sänfte eines Cardinals der Kirche, der vielleicht spät vom Dienste bei der Person Seiner Heiligkeit befreit, noch hinaus

nach seiner Villa wollte, um dort die balsamische Luft des Abends besser zu genießen.

Auffallend wenig Reiter sah man in den Straßen der ewigen Roma, desto mehr aber geputzte Damen auf den Balkonen, oder an den Fenstern, jene römischen Damen, deren Gesichter so regelmäßig schön geschnitten sind, deren Züge so ebenmäßig, daß man sie für Todtenmasken halten würde, sprühten nicht die schwarzen Augen einen Strom von Gluth und Leben hinein in das Marmorantlitz.

An diesem Frühlingsabend rollte ein leichter Wagen, augenscheinlich englischer Arbeit, mit zwei sehr ermüdeten Pferden bespannt, herein durch die **Porta del Popolo**; langsam fuhr der bestäubte Wagen über die **Piazza del Popolo** und den **Corso** hinunter.

Zwei Männer sitzen in dem halboffenen Wagen, sie tragen Beide die Soutane des Jesuiterordens und die viereckige Mütze **à la mortier** auf dem Kopf, der Schleier der Abenddämmerung verbirgt uns ihre Gesichter.

Auf der **Piazza di Cenci** verläßt der Wagen die bisher eingeschlagene Richtung und wendet sich links nach dem alten Minerventempel, der heute eine Marienkirche ist, zwischen den Quirinalpallast und dem Noviziat

der Jesuiten hindurch führt der Weg und rascher rollt der Wagen dahin auf der trefflich gepflasterten **Strada di Porta Pia**, links bleibt die kleine Sanct Annenkirche, das **Orto delle Barberine** und die ungeheuren Ruinen der Thermen des Diocletian, rechts geht es an der großen **Villa Barberini** vorüber und zur **Porta Pia** wieder hinaus.

Lautlos und still, wie ausgestorben sind hier die Straßen, an der **Porta Pia** vernimmt man nur das Waffengeklirre der Thorwache von den päpstlichen Karabiniers — der Posten salutirt vor der Soutane der mächtigen Gesellschaft Jesu, der Wagen fährt unaufgehalten durch das Thor und schlägt einen schmalen, aber sehr gut gehaltenen Feldweg rechtwärts ein. Nach einer halben Viertelstunde steigen die Patres vor den sehr ansehnlichen Gebäuden der **Villa del Noviziato de Gesuiti** aus.

Es ist völlig Nacht geworden.

Der Eine der Patres zieht eine Glocke, deren Töne mächtig wiederklingen in der Halle, die sich hinter der Thür befinden muß, dem Schalle nach. Der Andre entläßt den Kutscher mit einigen leisen Worten. Ein Fensterchen öffnet sich in dem großen Thore, einige Worte werden zwischen dem Portier und den Patres

draußen leise gewechselt und bald treten die Reisenden durch ein geöffnetes Nebenpförtchen ein.

Tiefe Stille herrscht in dem großen Gebäude, die beiden Pförtner, die Jesuiten sind immer zu zwei, damit Einer den Andern bewache, führen die beiden Ankömmlinge, ohne daß ein weiteres Gespräch zwischen ihnen stattgefunden hätte, durch hohe, reinliche Gänge nach der Hinterseite des Hauses und die beiden Reisenden treten durch ein offenes Thor hinaus in den großen Garten der Villa.

Es war ein zauberisch=schöner Platz, den die Jesuiten jetzt beitraten; brausend stieg ein fast armsstarker Wasserstrahl einer Fontaine hoch hinein in die warme, würzige Luft und ließ dann plätschernd seine Wellen wieder niederfallen in das Marmorbassin, auf dessen breitem Rande die seltensten Blumen ihre kostbaren Wohlgerüche aushauchten, während buntfarbige Lampen seltsam malerische Lichter und Schatten auf ihre nächsten Umgebungen fallen ließen. In den schmalen Kreis hinein, den die Lampen erhellten, streckten die Mandelbäume ihre Aeste, dicht bedeckt mit den weißen, sanftgerötheten Knospen und Blüthen, dazwischen ragte ein hoher Lorbeer in ernster Majestät, den wieder Myrthen wie ein Brautkranz umgaben, die Oelweide schwän=

gerte ihre nächsten Umgebungen mit ihrem süßen Dufte und der starke Geruch der Orangenbäume vermischte sich auf angenehme Weise mit dem der Akazie.

Dicht an der Fontaine standen zwei Lehnsessel, die von zwei Männern, sichtlich über die Blüthe des Lebens hinaus, eingenommen wurden. Der ältere dieser beiden Herren hielt einen schönen, schwarzlockigen Knaben von etwa dreizehn Jahren zwischen den Knieen.

„Wer kommt?" fragte dieser ältere Herr, als das Geräusch der Tritte der beiden Ankommenden auf dem Pflaster des Platzes hörbar wurde.

„Zwei Deiner Söhne, Hochwürdigster," antwortete der Eine der Jesuiten und die Stimme klingt uns sehr bekannt.

„Geh hinein, Pierluigi, sag, man solle uns das Mahl auftragen!" befahl der alte Herr dem Knaben, indem er ihn zärtlich auf die frischen Lippen küßte.

Der Knabe sprang davon, ohne den Gästen eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

„Willkommen in Rom, meine Brüder!" sprach der Herr sich erhebend jetzt zu den Jesuiten, die sich tief vor ihm neigten.

Jetzt steht der alte Herr vor uns, wir können ihn näher betrachten, sein Gesicht ist weiß und zart, es

hat einen ganz germanischen Ausdruck, die Augen sind blau, aber sehr klein, grau ist das Haar, das unter der leichten, schwarzen, seidenen Mütze hervorschaut, die Soutane umwallt einen ebenmäßigen, aber kaum mittelgroßen Körper, die fleischigen Finger der sehr weißen Hand sind mit mehrern Ringen geziert. Der geistliche Herr macht den Eindruck eines sehr gutmüthigen, freundlichen Alten.

Das ist Johannes van Rootenhan, der hochwürdigste Pater General der Gesellschaft Jesu.

„Willkommen in Rom, meine Brüder!" sagte auch der Socius des Pater Generals, der erste Pater Assistent Samuel Krotoschin, ein Pole von Geburt mit eben so deutlich sarmatischen Zügen als der Pater General mit germanischen. Johannes van Rootenhan ist ein Holländer, ein Amsterdammer Kind, dem es nicht an der Wiege gesungen wurde, daß er einst als Jesuitengeneral einer der mächtigsten Herrscher auf der Erde sein werde.

Jetzt erkennen wir auch den Einen der Jesuiten, es ist Doctor Spangenberg, alias Herr von Barnave, Marchese Barberini, Secretair Köhler u. s. w. u. s. w.

Einige sehr allgemeine Redensarten wurden gewechselt über Reise und Weg, Wind und Wetter, bis der

Pater General sich plötzlich umdrehte nach dem Innern des Gartens zu und den Pater Henricus, wie wir von nun an den Doctor Spangenberg nennen müssen, durch eine leichte Handbewegung einlud ihm zu folgen.

Diese beiden Geistlichen schritten langsam den Gang hinunter, während die beiden Andern an dem Blumenbassin stehen blieben und sich halblaut über ziemlich gleichgültige Dinge unterhielten.

Schweigend schritt Pater Henricus neben dem Pater General her, endlich begann dieser also: „Sehen Sie, mein Bruder, hier diese Rosen, Feuernelken umgeben den Fuß des Strauches, dort rankt sich die Bohnenblüthe um den schlanken Stamm der Myrthe — meinen Sie nicht, daß die blaue Anemone sich anmuthig hier zur weißen Sternblume gesellt, sehen Sie, jetzt fährt ein Lichtstrahl darüber, welches liebliche Farbenspiel! welche zarte Schattirung! Athmen Sie diesen Duft ein, der Jasmin duftet stark, zu stark für die Nerven Vieler, finden Sie nicht, daß der Duft des Jasmins sanft gemildert wird durch den der Levkoye und der **viola matronalis**? Was meinen Sie, mein Bruder, ist nicht der Rosmarin hier ganz anmuthig zur **Spica** gestellt?"

Pater Henricus sah den Pater General zweifelnd an.

„Sie verstehen mich nicht, mein Bruder;“ fuhr Johannes van Rootenhan fort, „die Kirche ist der Garten, der heilige Vater ist der Aufseher, den der Allmächtige an seines Sohnes Stelle als Nachfolger der ersten Aufseher, der Apostel, über diesen Garten gesetzt, der Orden des heiligen Ignatius von Loyola ist der Gärtner in dem Garten der Kirche, der Gärtner, verstehen Sie mich wohl, mein Bruder, und der Gärtner muß besser wissen, als Eigenthümer und Aufseher, was dem Garten frommt, er muß die Bäume, Blumen und Pflanzen ordnen, daß sie das Auge erfreuen, die Sinne ergötzen und doch Nutzen bringen, jegliches nach seiner Art. Unser Orden ist ein treuer Gärtner, mit schonungsloser Hand rodet er hier das Unkraut, dort läßt er es stehen, weil er weiß, daß es dort zum Gedeihen der umstehenden guten Pflanzen beiträgt; hier rodet er eine gute Pflanze aus, weil er weiß, daß sie an der Stelle, an der sie steht, verderblicher als Unkraut wirkt; er versetzt auch Pflanzen an andere Plätze, weil sie dort den Eindruck des Ganzen stören, hier aber verstärken; er nimmt auch Pflanzen von einer Rabatte und pflanzt sie auf eine andere, weil sie hier bessere Erde haben als dort; der Orden des heiligen Ignatius ist ein kluger Gärtner und dennoch ist zu seiner eigenen

Bekümmerniß, wie zur Verwunderung des Aufsehers und des Herrn des Gartens, so viel Unkraut darin. Woher kommt das?"

Der Jesuit sah seinen General fragend an.

„Ich will es Ihnen sagen, mein Bruder, lange bevor Sanct Ignaz seinen Orden stiftete, war schon der Garten der Kirche andern Gärtnern, den Söhnen des heiligen Benedict, des heiligen Franziskus u. s. w. anvertraut, sie vermochten ihn aber nicht in Ordnung zu halten, da sandte der Herr des Gartens den heiligen Ignaz zu dem Aufseher und der Orden der Jesuiten wurde der erste Gärtner, aber der Aufseher wollte aus Milde und Güte die alten Gärtner nicht fortschicken, sie pfuschen immer noch in die mühevolle Arbeit unseres Ordens hinein und, wie alte Leute eigensinnig sind, so bestehen sie hartnäckig auf ihren veralteten Principien und darum ist der Garten der Kirche an vielen Stellen mit Unkraut überwuchert. Was würden Sie thun, mein Bruder, zu Bewältigung des Unkrauts?"

„Ich würde die alten Gärtner vertreiben, Hochwürdigster Pater General."

„Und wie, wenn der heilige Vater, der von Gott über den Garten gesetzt ist, das nicht wollte?"

„Ich würde den Herrn des Gartens um einen andern Aufseher bitten!" sprach Pater Henricus leise aber kühn.

Trotz der tiefen Dämmerung, die mit ihrem Schleier die beiden Geistlichen umhüllte, sah Pater Henricus, daß die blauen Augen des Pater Generals mit einem durchbohrenden Blick auf ihm ruhten.

„Sie sind sehr kühn, mein Bruder!" flüsterte der General.

„Es wäre nicht das erste Mal, hochwürdigster Pater General, daß der Gärtner die Absetzung eines zu guten, oder verblendeten Aufsehers vom Herrn verlangt und erlangt hätte."

„Wenn nun der Herr des Gartens zögert und doch Gefahr im Verzug ist?" fragte der Ordensgeneral ganz leise.

„So kann der Gärtner, jedoch ohne Aergerniß zu geben, auf seine Faust die Absetzung des untauglichen Aufsehers vornehmen, er wird es dann bei dem Herrn verantworten!" versetzte Pater Henricus augenblicklich.

„Sie sind sehr kühn, mein Bruder!" wiederholte Johannes van Rootenhan noch einmal.

„Der Gärtner hat das schon mehr als einmal gethan und verantwortet;" erwiederte der Jesuit.

Der Pater General wendete sich um, rascher als sie ihn hinaufgegangen schritten die beiden Geistlichen den Gang zwischen den Blumenrabatten hinab; sie trafen die beiden andern Jesuiten noch am Bassin.

„Gehen wir hinein, meine Brüder," sprach jetzt der General freundlich, „und leisten wir den unabweislichen Forderungen des schwachen Fleisches Genüge, wir haben zwar Fasten, aber der heilige Vater hat in Betracht der schweren Arbeit unseres Ordens uns die Selbstdispensation erlaubt."

Die Jesuiten traten in das Haus zurück und wurden von zwei dienenden Brüdern die breite Treppe hinaufgeleuchtet in ein Zimmer des ersten Gestocks.

In diesem prächtigen, von süßem Wohlgeruch durchhauchten Gemach stand eine Tafel für fünf Personen gedeckt; das schwere Silbergeschirr deutete auf den Reichthum der geistlichen, streitbaren Miliz, die symmetrische Ordnung und die Blumen auf der Tafel verriethen den Geschmack des Tafeldeckers und ließen ahnen, daß auch der Koch seine Schuldigkeit gethan haben werde.

„Pierluigi!" rief Johannes van Rootenhan.

Der vorerwähnte schöne Knabe sprang aus einem Nebenzimmer in's Gemach und stellte sich neben den

General, der das nun folgende Gebetsmurmeln sehr bald mit einem lauten gratias schloß und ein großes Kreuz schlug.

Darauf nahmen Alle, nach dem Vorgange ihres Obern, Platz an dem Tisch, der schöne Knabe neben dem General.

Vier junge und schöne Frauenzimmer, trotz des Gebots, kein Frauenzimmer soll in den Häusern des Ordens sein, brachten die Speisen, wechselten die Teller, schwenkten die Gläser aus und servirten.

Zwei dieser Mädchen trugen die malerische Tracht der Frauen von Albano oder Frascati, der dünne Schleier schwamm zierlich über den Haarflechten und dem silbernen Pfeil, der die Flechten zusammenhielt, die Pfeile der beiden Frauenzimmer hatten am Ende eine geschlossene Hand, es waren also Unverheirathete, bei Verlobten und Frauen ist die Hand am Ende des Pfeils offen. Die beiden andern Mädchen trugen die vielleicht noch pikantere Tracht von Velletri, das buntfarbige, unten am Rock befestigte Halstuch, unter welchem man deutlich die runden, üppigschwellenden Formen der Brust und der Schultern sehen kann, der unerlaßliche Orangeblüthenkranz fehlt ihrem Lockenhaar nicht. Seltsam nicken die weißen Orangeblüthen über die schwarzen

Locken herüber, deutlicher redet die Gluth der Augen von dem Verlangen der Mädchen.

Der Hochwürdige Pater General speis't mit der freundlichen Behaglichkeit eines Niederländers, Pater Henricus mit dem Appetit eines Deutschen, Alle aber mit der Miene von Männern, die den Werth eines ausgesuchten Souper's zu würdigen wissen. Der Pater General trinkt seinen Portwein, Portwein von hohem Alter sichtlich, denn seine Farbe ist hochroth, nachdem er eine ziemliche Portion kalter Fleischpastete genossen, läßt er sich auch ein nicht eben kleines Glas Genever reichen, welches er auf einen Zug leert; Pater Henricus läßt sorgsam den letzten Tropfen aus seiner dickgebauchten Burgunderflasche rinnen, eins der Mädchen von Velletri setzt ihm eine neue Flasche vor und weiß dabei mit dem zarten Flaum ihrer Wange die des Paters so geschickt und anmuthig zu streifen, daß dieser zusammenzuckt vor der ihn berührenden Gluth. Die beiden andern Jesuiten müssen Italiäner sein, denn wechselseitig schieben sie sich die geschliffene Krystallcaraffe mit kühlem Orvietowein zu, den sie in ihren Gläsern mit Champagner und gezuckerten Apfelsinenscheibchen mischen. Wurde beim Beginn des Mahles auch wenig gesprochen, so wurde es doch nach und nach

lebendiger. Johannes van Rootenhan ist ein witziger und höchst angenehmer Gesellschafter. Pierluigi, der schöne, lockige Knabe, erlaubt sich manches als verzogener Liebling des Generals, der Pater Assistent unterhält sich schmeichelnd mit dem Kinde, denn es ist ihm bekannt, welchen Einfluß der hübsche, feurige Junge auf das Oberhaupt des Ordens ausübt. Wenn es dem Hochwürdigsten Pater General besonders gut schmeckt, so klopft er wohl freundlich eine der Dirnen auf die volle Wange und hat dann Noth seine heiligen Finger vor den andächtigen Küssen der Dirne zu sichern. Pater Henricus streift mit einem leichten Kuß unbemerkt die glühende Wange des Mädchens von Velletri, welches an dem heiligen Priester besonderes Wohlgefallen gefunden zu haben scheint; der Priester, der mit Pater Henricus gekommen, legt sogar in einem Augenblick, in welchem er sich unbeachtet glaubt, seinen Arm um die schlanke Taille der einen Albaneserin, doch die kleinen, blauen Augen des Generals sehen Alles, aber Johannes van Rootenhan ist ein gütiger Vater seiner geistlichen Söhne, er droht dem liebedurstigen Priester nur leise lächelnd mit dem Finger.

Man hatte fast zwei Stunden bei Tisch gesessen, als sich der Pater General erhob, die Ceremonie des

Gebets sehr kurz abbrach und den Pater Henricus ersuchte ihm zu folgen. Dieser wäre wohl gern, wie die beiden andern Geistlichen, bei den schmucken Dirnen in dem Speisezimmer zurückgeblieben, aber er folgte gehorsam dem Winke seines Obern, der, den lockigen Knaben an der Hand, das Gemach verließ.

Durch eine Reihe nicht nur eleganter, sondern auch sehr kostbar eingerichteter Zimmer gelangte man in das Arbeitszimmer des Generals; hier stand ein gewaltiger Tisch dicht mit Papieren bedeckt, Bücher standen auf hohen Repositorien, aber Alles war elegant und holländisch reinlich. Der Besitzer dieses Gemachs ließ sich langsam in einem Fauteuil nieder und winkte dem Pater Henricus ein Gleiches zu thun, dann nahm er eine holländische Gypspfeife aus der Hand des Knaben und streichelte dessen Locken, während dieser den Tabak mit großer Geschicklichkeit durch einen Fidibus von wohlriechendem Papier in Brand setzte. Behaglich sog der General den aromatischen Duft in sich, dann stieß er ihn durch die Nasenlöcher und den rechten Mundwinkel in kurzen Absätzen wieder von sich und fragte, ein ächtes Bild holländischer Raucherbehaglichkeit:

„Sie rauchen nicht, mein Bruder? wenn Sie nicht rauchen, thun Sie mir den Gefallen und nehmen Sie

wenigstens eine Pfeife in den Mund, mir schmeckt die Pfeife nicht, wenn ich Leute mit trockenem Munde vor mir habe."

„Ich war ja einst Bonnenser Student, Hochwürdigster Vater!" erwiederte Pater Henricus lächelnd, indem er mächtige Wolken aus der Pfeife entwickelte, die ihm Pierluigi gereicht, auch dieser junge Knabe saß bald, eine brennende Gypspfeife im Munde, zwischen den beiden Geistlichen. Ein Tabakscollegium seltener Art. Das Tabakrauchen ist den Ordensgeistlichen bei hohen Strafen untersagt.

Der Pater General faßte jetzt nach einem Paquet von Briefen, das neben ihm auf dem Schreibtisch lag, blätterte langsam darin, sah den Pater Henricus an und blätterte wieder, „mein Bruder," begann er endlich ganz freundlich, „es sind schlimme, sehr böse Berichte über Sie aus der germanischen Ordensprovinz eingelaufen; Monsignore Cafarelli, der, ohne daß Sie eine Ahnung davon hatten, in Berlin Sie beobachtete, schildert Sie als gänzlich unfähig, Sie haben dort Ihre Thätigkeit mit lobenswerther Geschicklichkeit zwar eröffnet, aber im Verlauf so übereilt und plump operirt, daß Sie Alles von Ihnen selbst und Andern Erlangte wieder in Frage stellten und überhaupt den Erfolg

unserer Thätigkeit in jenem Theile der germanischen Ordensprovinz höchst problematisch machten."

„Hochwürdigster —"

„Lassen Sie mich ausreden, mein Bruder, bei den Gebeinen des heiligen Ignatius, ich mache Ihnen keine Vorwürfe, vernehmen Sie: Ihre Sendung nach Berlin war nur ein Versuch, immerhin ein gewagter, aber man mußte ihn machen, um zu sehen, wie weit Sie zu größern Missionen befähigt, meine Meinung über Sie war die richtige, ich kenne die Deutschen am Besten, Sie sind ganz und gar untauglich zu dergleichen feinen Intriguenstücken."

Pater Henricus verfärbte sich, er nahm die Pfeife aus dem Munde.

„Rauchen Sie, mein Bruder," befahl der General, „ich werde Ihnen zeigen, daß Sie ganz unfähig zur Leitung einer großen Intrigue sind, sehen Sie darin keinen Vorwurf, denken Sie an den Garten, dort blüht die blaue Anemone prächtig und riecht nicht, dort duften Lavendel und Thymian gar lieblich und sehen nach nichts aus — „Eines schickt sich nicht für Alle" sang der große deutsche Dichter Göthe mit der gewaltigen Stirn und den mächtigen Augen, ich habe Ihren großen Landsmann persönlich gekannt, mein Bru-

der — sehen Sie, da machen Sie in Berlin die Bekanntschaft einer schönen jungen Dame, Baronin Amdorf, Sie sehen, daß dieses Weib Anlage zur Intrigue hat, Sie wollen es für uns gewinnen, eine Liebschaft mit ihr ist der beste Weg, Sie schlagen ihn ein — aber lieber Bruder, zugleich wird die Dienerin dieser Dame von Ihnen schwanger — ich bitte Sie, dadurch müssen Sie ja jede Frau erzürnen mit der Sie in zärtlichen Verhältnissen stehn; weiter — Sie geben sich für einen Marchese Barberini aus, gut, aber wie können Sie sich für einen Sohn einer so bekannten, italiänischen Grandenfamilie ausgeben, ehe Sie nicht überzeugt sind, daß die Dame keine Verbindungen mit Italien hat? Genannte Dame gehört nun zufällig dem Volke an, aus welchem der heilige Geist gewöhnlich die Nachfolger Petri wählt, ja, sie ist sogar eine Verwandte der Barberini — Ihre Maske ist also augenblicklich durchschaut."

Pater Henricus sah ziemlich einfältig aus.

„Ja, mein Bruder," fuhr Johannes van Rootenhan fort, „Sie sind ein Deutscher, für einen Schweden, Dänen, Britten, Niederländer, selbst für einen Amerikaner durften Sie sich ausgeben, aber nicht für einen Italiener, Sie würden das nicht gewagt haben,

hätten Sie die Nationalität der Dame genauer geprüft. Nehmen Sie die Frau, es ist wahr, ihr gewaltiger Wuchs deutet nicht auf italische Abkunft, wohl aber ihre Sinnlichkeit; es giebt unter allen Völkern sehr sinnliche Frauen, werden sie antworten, gut, Sie hatten indeß Gelegenheit den Gliederbau der modernen Amazone genau zu prüfen — hier ist ein kleines Buch von einem selig gesprochenen Mitgliede unseres Ordens, welches eine treffliche, leicht faßliche Anweisung enthält, die Nationalität einer jeden Frau sicher aus ihrem Gliederbau zu erkennen, stecken Sie es zu sich, es ist interessant und vielleicht ist Ihnen die Lectüre von Nutzen. Warum aber ließen Sie diese Dame nicht singen, he? im Gesang hätte sich Ihnen die Italiänerin verrathen; Sie sehen, mein Bruder, welche Kleinigkeiten der Leiter einer großen Intrigue zu beobachten hat. Uebrigens trösten Sie sich, die riesenhafte Baronin ist eine treue Dienerin unseres Ordens schon seit langer Zeit." —

Pater Henricus machte eine Bewegung des Erstaunens.

„Sehen Sie," redete der General weiter, dem Pierluigi eben die zweite Pfeife brachte, „Ihr Verhältniß zur Generalin Drobenstein war richtig aufge-

faßt, der Streich mit dem Lieutenant Paethen war kühn, sehr kühn, aber nicht fein genug; mit dem alten General Storkow spielten Sie wieder ein kühn gewagtes Spiel, es schlug fehl, wir werden dem Menschen wahrscheinlich die Baronin zur Frau geben; bei der Gräfin Breßler waren Sie wieder viel zu kühn und in der Aßmann'schen Familie ließen Sie dem pietistischen Professor, unserm Bundesgenossen, zu viel Raum; kühn sind Sie überall gewesen, aber nicht überall klug, alle Dinge, die einen kühnen Schritt bedingen, sind Ihnen darum gelungen, so der Pöbeltumult gegen die Rongianer an verschiedenen Orten, so die Einschüchterung des Freiherrn Dolz, bewundernswerth namentlich erschien mir Ihr Auftreten unter den Ketzern, die jetzt gegen ihre eigene Kirche revoltiren. Mein Bruder, ich habe Sie geprüft, denken Sie an unser Gespräch im Garten; ein kühner, rascher Charakter ist Ihnen gegeben, Eifer, aber nicht Dauer, Eitelkeit, aber nicht Stolz. — Sie sind eine Blume, die versetzt werden muß, an der Stelle, an der Sie bis jetzt standen wirken Sie störend, wir wollen Sie in eine Rabatte setzen, in der Sie günstigen Eindruck machen, deßhalb haben wir Sie zurückgerufen. Sie haben Fehler gemacht, große, in Berlin, aber der Orden hat sie ei-

gentlich gemacht, er mußte Sie und das Terrain besser kennen. Jetzt kommen Sie in eine Stellung, die Ihren Kräften angemessen ist, zeigen Sie durch kühnes, entschlossenes Handeln, daß Sie die Ihnen fehlende Eigenschaft tastender Klugheit durch eine eben so schätzbare Energie, durchgreifende Entschlossenheit ersetzen. Hören Sie, der Prodatarius und Cardinal der heiligen Kirche, Pietro Spinola, wünscht einen unserer Brüder zum Beichtvater, dem Orden ist jetzt Alles daran gelegen, den Prodatarius mit dem Cardinalstaatssecretair zu brouilliren; getrauen Sie sich den ängstlichen Mann zu gewagten Schritten zu verleiten, so sollen Sie der Beichtvater sein?"

„Ich bin ein todter Leichnam in der Hand des heiligen Ordens!" erwiederte Pater Henricus mit einer Stelle aus den Constitutionen der Gesellschaft Jesu.

„Gut mein Bruder, so treiben Sie ihn, reizen Sie ihn, drängen Sie ihn zu den gewagtesten Schritten, machen Sie, daß er sich öffentlich compromittire, Sie werden kein Aufsehen scheuen, gegen seinen Willen muß der Prodatarius Opposition machen gegen den Cardinalstaatssecretair, daß wir Sie nicht verlassen werden, mein Bruder, wissen Sie. Nehmen Sie hier," der General nahm verschiedene Blätter nach einander vom

Tisch und reichte sie dem Pater Henricus: „Nro. 1. Familienverhältnisse des Cardinals Spinola, Nro. 2. Schilderung seiner Vermögensverhältnisse, Nro. 3. Verzeichniß seiner Gewohnheiten, Nro. 4. Verzeichniß seiner Jugendverirrungen, Nro. 5. Verzeichniß seiner Freunde und Freundinnen, seiner Feinde und Feindinnen, nebst kurzen Charakterschilderungen derselben, Nro. 6. Verzeichniß seiner Lieblingsspeisen und Weine, der Gemälde und Kunstwerke, die er am meisten liebt, der Schriftsteller, die er gern lies't und der Materien, über die er sehr gern und derjenigen, über die er nicht gern spricht. Nro. 7. Eine Liste seiner Diener mit nützlichen Bemerkungen. Morgen sogleich, mein Bruder, werden Sie Ihre neue Stellung in Besitz nehmen, Sie werden im Pallast des Cardinals wohnen und an mich berichten, im Uebrigen läßt man Ihnen völlig freie Hand."

Der Pater General erhob sich, Henricus that ein Gleiches.

„Gehen Sie, mein Bruder, Sie finden den Weg wohl allein zurück."

Pater Henricus küßte die Hand seines Obern und ging hinaus, sein Gesicht leuchtete vor Freude, das

hatte er nicht erwartet, jetzt war ihm der Weg zu den höchsten Ehrenstellen seines Ordens offen.

Nach der Entfernung des Paters klingelte Johannes van Rootenhan, eine ältliche Dienerin erschien, ihr befahl er, den Knaben, der im Lehnstuhl entschlummert war, zu Bette zu bringen, dann aber setzte er sich an seinen Schreibtisch und beschäftigte sich eifrig mit der Durchsicht der zahllosen Berichte, die aus allen Theilen der Welt eingegangen.

Dichte Dampfwolken umhüllten den hochwürdigsten Pater General; es war Mitternacht vorüber.

16.

Ah rossi, rossi fiori,
Un mazzo di violi, —
Un gelsomin d'amore! —

Carpe diem! carpe diem!
(Horatius Flaccus.)

Die Schönheit des Tages ist unvergleichlich, der Wagen rollt so leicht auf der glatten Straße nach Albano dahin, die Aloe und Oelbäume, die mit ihren breiten Blättern die Straße beschatten, die am Rande derselben wild wachsenden Goldlack- und Resedastauden, die tausend Wölbungen des Aquaducts, die das Wasser von den Albanerbergen nach der ewigen Roma leiten, die von dem ernsten Epheu und dem anmuthig im leichten Winde schwankenden Weinlaube umrankten Grabmäler, die festlich geschmückten Madonnenbilder, dann wieder die einfachen, hölzernen Kreuze, an denen die Gebeine hingerichteter Mörder in der Sonne blei-

chen — von fernher der Anblick des Tyrrhenischen Meeres, das lüstern hervorzulugen scheint hinter den Felsmassen, die von einem zarten Nebel leise umflort sind — das Alles sollte seinen mächtigen Eindruck auf den Menschen nicht verfehlen; und dennoch verfehlt es ihn oft.

Schauen wir in den offenen Wagen, der mit Windeseile den Albanerbergen zurollt. Da sitzt im Fond die Frau Landräthin von Aßmann; wohl riecht sie die Reseda und den Oelbaum, wohl spielt die weiche Luft um ihre Wangen, wohl breitet auch vor ihrem Auge Italien seine Naturwunder aus, aber vergeblich, die Landräthin blickt nur auf die elegante Figur des römischen Abbée's, der ihr gegenüber sitzt und sie auf die einzelnen, schönen Punkte der Gegend aufmerksam und zwar mit ächtem Römerstolz aufmerksam zu machen sucht. Neben dem Abbée sitzt die ausgerenkte Figur des armen Landraths, der so recht eigentlich ein Mann ist, von dem man sagen kann, daß er von seiner Frau geheirathet wurde, der arme Aßmann ist in heller Verzweiflung, er weiß gar nicht wohin er seine langen Beine thun soll, er hätte sie gern über den Kutschenschlag hinausbaumeln lassen, aber er fürchtete sich vor seiner Frau und ihren handgreiflichen Liebkosungen,

vor denen er zu viel Respect besaß, um sie lieben zu können. Dadurch wurde dem guten Manne auch das rein physische, thierische Wohlbehagen verkümmert, was er am schönen Wetter hätte haben können.

Neben ihrer Mutter sitzt Mathilde von Aßmann, dieses junge Mädchen wird doch nicht auch schon die Fähigkeit, sich zu freuen an der schönen Natur, verloren haben? Wer kann's wissen? Wohl schweift ihr blaues Auge mit weichem Blick über die Gegend, aber das feine Oval des Gesichtchens verräth nichts von dem Eindruck, den der Anblick auf das Herz des jungen Mädchens macht.

Therese von Aßmann, die arme Braut, die nach Italien den Aeltern folgen und den Bräutigam in einer deutschen Festung verlassen mußte, sie ist nicht von der Partie.

Die Frau Landräthin führt mit dem römischen Abbate allein das Gespräch, Mathilde seufzt zuweilen, der gute Aßmann murrt fortwährend und hört nur auf kurze Zeit auf, wenn ihn seine Frau verweisend ansieht.

Der Wagen rollt dahin, Albano liegt bereits hinter den Reisenden, jetzt geht es durch Arricia, die Straße wird immer belebter, immer dichter drängen

sich die kleinen Wagen mit einem Pferd nur bespannt, aber dafür mit neun oder zehn Personen beladen, Fußgänger, Reiter, Alles durcheinander, Kinder und Weiber, wogt dahin auf der Straße nach Genzano, denn es ist heute Blumenfest in Genzano und dieses lieblichste Fest der Campagna will der Abbate seiner frommen, deutschen Freundin zeigen.

Bei einer Osteria steigt man aus und wandelt zu Fuß, die Landräthin am Arm des Abbate, der völlig den Cicisbeo bei ihr spielt, Mathilde am Arm ihres Vaters, durch die sanft abschüssige Hauptstraße von Genzano. Es ist der Mühe werth zum Blumenfeste in Genzano zu sein, alle Felder und Gärten Italiens scheinen einer Plünderung unterworfen zu sein, um an diesem Tage das kleine Genzano freundlich zu schmücken.

Die Hauptstraße ist mit Blumen gepflastert und zwar durchgängig mit blauen Blumen, auf diesem blauen Grunde nun ziehen sich lange Streifen von zarten, grünen Blättern und üppigschwellenden Rosen hin, die mit Feuernelken und großen, rothen Bohnenblüthen verbunden eine dunkelrothe Borte um den blauen Teppich bilden. Das Innere des Teppichs füllen Sterne und Sonnen, die man dadurch bildet, daß man durch runde oder eckige Formen eine wahre Sündfluth von

kleinen, gelben Blumen auf den blauen Teppich niederfließen läßt; mehr Mühe kosten den jungen Männern von Genzano die Namenszüge ihrer Schönen, denn sie müssen Blume an Blume und Blatt an Blatt gelegt werden. In diesem Genre kann man wahre Wunderbuchstaben von Blumen sehen, mit der genauesten Sorgfalt vereint sich der feinste, weil ganz natürliche Geschmack. Auf diese Weise entsteht ein Blumenteppich, eine Blumenmosaik von solcher Farbenpracht, daß die Steinmosaik Pompeji's farblos neben ihr wird. Von allen Fenstern hängen Teppiche an den Mauern herab, alle von Blumen, Blättern und Blüthen so künstlich geflochten, oder zusammengesetzt, daß sie irgend ein Bild aus der heiligen Geschichte darstellen. Hier führt Meister Joseph die Gottesmutter mit dem heiligen Kinde nach Aegypten, Rosen bilden das Gesicht, die nackten Füße und die Arme der ewigen Jungfrau, Levkoyen und blaue Anemonen ihr flatternd Gewand, weiße Sternblumen aus dem Nemi-See zeichnen die Strahlenglorie der Gottesgebärerin; dort bekämpft ein Sanct Georg den Drachen, der Sanct Georg ist ganz weiß, der Drache ganz blau; hier streut wieder eine Sancta Rosalia Rosenknospen nieder auf die schwarzblaue Erdkugel — das ist eine Symbolik, die

laut zu allen Sinnen zu allen Herzen redet, ist sie katholisch? äußerlich, ja!

Die deutschen Reisenden standen eben mit ihrem römischen Freunde vor einer heiligen Cäcilie, die auf einem Clavier spielte, dessen Tangenten von Rosmarin und Jasmin waren — der süße Duft konnte recht gut die Töne ersetzen — als plötzlich alle Glocken des Städtchens melodisch anschlugen.

Genzano zeichnet sich vor andern kleinen Städten der Romagna durch sein herrliches Geläut aus.

„Die Procession beginnt!“ sprach der Abbate, „kommen Sie, meine fromme, deutsche Freundin, wir wollen den Zug an uns vorüber lassen und uns dann den Letzten anschließen.“

Eine Secunde später war jedes Gespräch unmöglich, ein Meer von Tönen braus'te gewaltig durch die blumengeschmückten Straßen Genzano's, Musik und Gesang mischte sich mit Blumenduft, Sonnenschein und Glockenklang, um als selige Harmonie aufzusteigen zum Himmel, von wannen alle Harmonie stammt.

Da schreiten die Priester einher in ernstem Gewand aber mit lächelnden Mienen, die Chorknaben, derbe, blühende Kinder, als wären sie eben hervorgesprungen aus Raphaels Bild der sixtinischen Madonna, schütteln

ihre Weihrauchfässer; die Monstranz blitzt und funkelt im Sonnenstrahl, die schönsten Mädchen der ganzen Gegend folgen mit duftigen Guirlanden.

So geht es zur Kirche und mächtig ergriffen, selbst die Landräthin ist es, folgen die Deutschen dem Zuge, an dem Hochaltare aber empfangen Engelhymnen den Zug, sie werden gesungen von reizenden Kindern, die Rosenkränze im Haar und Goldpapierflügel an den weißen, nackten Schultern haben, die mit den nackten Beinchen auf den Blumen hin und her trippeln, als wollten sie sich eben erheben und als wirkliche Engelein aufwärts fliegen gen Himmel.

Mathilde von Aßmann weinte helle Thränen der Rührung, auch der gute Landrath vergaß auf einen Augenblick seine langen Arme und Beine und wischte sich eine Thräne der Rührung aus seinen Augen, er langweilte sich, seit langer Zeit zum ersten Male, hier nicht. Die Landräthin dagegen war bald ihrer momentanen Rührung Herr geworden, sie hing fest wie eine Klette an dem Arme des Abbate und musterte mit begehrlichen Blicken die prachtvollen Gestalten der jungen Männer von Albano, die mit ihren spitzen Hüten, an denen bunte Bänder fliegen und ein Marienbild statt der Schnalle prangt, gar stattlich einhertreten. Gold=

und Silberringe umschließen wie eine Kette den braunen, muskulösen Hals der Jünglinge von Genzano, die enganschließende Sammetjacke mit dem breiten, rothen Gürtel darunter zeichnet ihre eleganten Taillen; ein schöner, prächtiger Menschenschlag — der den Malern und Bildhauern zu Rom die Modelle zu den Antinous und Apollo giebt. Zwischen diesen herrlichen Männergestalten die Jungfrauen von Albano mit dem Schleier und dem Pfeil, die bunten Mädchen von Velletri; die markigen, vollen Gestalten aus den Abruzzen — die Fremden in den verschiedensten Trachten, die in den Garten von Genzano strömen — endlich erscheint ein Cardinal der heiligen Kirche in seinem weiten Mantel von Silberstoff, unter einem dicht mit Blumen bedeckten Baldachin, ihm folgen die Mönche der verschiedensten Orden, aber heute sind selbst die Kerzen, die sie in der zitternden Hand tragen, mit Blumen umwunden und manch fromme Schöne nimmt den Kranz aus ihren vollen Locken und hängt ihn um den Arm eines alten Mönches, der der Dirne dann mit freundlichem Nicken dankt.

Der Cardinal schließt die kirchliche Feier des Festes, ohne kirchliche Feier kann der Italiäner nicht fröhlich sein, aber nun bricht auch die Freude, die Lust

alle Dämme, lauter, immer lauter jubelt es durch die Blumengassen, die Osterien füllen sich — es wird gesungen, getrunken, gegessen und getanzt. Da lockt die vielgeliebte **mongana al pomidoro** und daneben das mit Lorbeer verzierte **presciutto** und die **maccharoni**, hier steht eine Foliette mit Wein, aber eine volle Rose vertritt die Stelle des Korkes.

Hier ertönt die Stimme eines Improvisators, oder die einer Improvisatrice, der erstere hat natürlich mehr weibliche, die letztere, wie sich von selbst versteht, mehr männliche Zuhörer und Bewunderer, Beide begleiten ihren Vortrag mit Guitarrenklängen.

Da hüpft ein lustiger Saltarello her, in einem Nu hat er mit geschicktem Fuß eine Menge der künstlichen Blumenfiguren zu einem unförmlichen Berg zusammen gekehrt, sein Spiel gefällt der barfüßigen, aber hoffnungsvollen Kinderschaar Genzano's, sie versuchen es ihm nachzuthun, und siehe da, es gelingt — statt der Blumenteppiche erheben sich nun Blumenberge auf den Straßen — zwei Buben zanken sich, sie werfen einander mit Rosen, man nimmt Partei und bald ist die Gasse in ein lustiges Schlachtfeld verwandelt, unter einem Kartätschenfeuer von Rosmarinzweigen und Sternblumen dringt die eine Partei vor, Rosen wer-

den als Bomben den Retirirenden in einzelnen, wohlgezielten Würfen nachgesendet und in vollem Chor braus't der Schlachtgesang:

> **A rossi, rossi fiori**
> **Un mazzo di violi —**
> **Un gelsomin d'amore! —**

Abend wird es, aber die Lust nimmt kein Ende deßhalb, ja der Gesang vor den Osterien wird lauter, hier lagert sich ein stolzer, schlanker Hirt aus den Sümpfen mit seiner Donna in einen ungeheuren Blumenhaufen, wie eine Königin sitzt die Albaneserin mit schwarzfunkelnden Augen auf dem Blumenthrone der Liebe und heitern Lebensgenusses, immer mehr lösen sich von dem Ballen der großen Gesellschaft einzelne Gruppen ab, die auf dem Spaziergang sich sehr bald in Pärchen zertheilen, oder einzeln umherirrend, sich zu Pärchen zu vervollkommnen suchen. Alte Bekanntschaften werden erneuert, neue gemacht und manches Liebes- oder Eheband wurde bei dem Blumenfeste in Genzano gewunden.

Da ziehen deutsche und französische Maler umher, die Erstern die Blicke der Mädchenwelt durch ihr langes Blondhaar fesselnd, die Andern die lustigen Dir=

nen unwillkürlich zur Lachlust reizend durch ihre heitern Scherze in mehr als schlechtem Italiänisch.

Auch die deutsche Gesellschaft, die wir nach Genzano begleiteten, ist getrennt in dem Gewühl, da oben vor der Osteria sitzt der edle Freiherr von Aßmann und trinkt Brüderschaft mit einem Münchner Maler in feurigem Montepulciano, nach deutscher Studenten Sitte leeren sie mit verschränkten Armen ihre Gläser — Schmollis — Fiducit! Staunend blicken die Männer aus den Abruzzen und die lockigen Schönheiten von Velletri auf den seltsamen Brauch.

„Wunderliche Leute, die blonden Deutschen!“ murmelte manch küßlicher Mund und hätte gern auch Schmollis gemacht, wenn auch nicht mit dem braven Freiherrn, so doch mit dem jugendlichen Raphael.

Nicht weit von dem Freiherrn sitzen zwei ernste, blasse, zugeknöpfte Insulaner, aus jenem Nebellande, das dem heiligen Vater seit einigen hundert Jahren schon den Peterspfennig schuldig geblieben; Franzosen lachen und suchen die stolzen Römerinnen ihrer Gesellschaft mit französischem Esprit zu bestechen; hier und dort taucht das breite, slavische Gesicht eines vornehmen Russen auf; ein Castilianer schmaucht seine Cigarre neben einem Griechen von Kandia — alle Na=

tionen Europa's haben Vertreter zum Blumenfeste nach Genzano geschickt.

Ziemlich fern von ihrem Gemahl, getrennt von ihrer Tochter, allein mit dem kleinen, feurigen Abbate, ruht Frau von Aßmann auf einem Blumenhaufen, der Arm des Cicisbeos liegt fest um die Taille der Landräthin, seinen Lippen ist alle Freiheit gelassen, die alternde Frau schwimmt in einem Meere von Wonne, sie ist selig, daß die reifen, fast überreifen Reize ihres Leibes den jugendlichen Römer in solche Gluth zu versetzen vermögen.

Wo ist die schöne Mathilde?

Im Gedränge ist sie erst mit dem Vater von der Mutter und dem Abbate getrennt worden, dann hat sie auch den Vater verloren — aber es hat keine Noth mit dem Wiederfinden, denn Genzano ist klein, aber Mathilde hat, bevor sie den Vater wieder fand, oder die Mutter, einen Freund gefunden.

Einen Freund?

Als Mathilde von ihrem Vater getrennt war, befand sie sich plötzlich unter einem Trupp lustiger Jungen von Arricia, das zarte Mädchen im weißen Kleidchen plötzlich unter den sonnegebräunten Gestalten, aber

es geschah ihr nichts. Neugierig blickte ihr manch flammendes Auge in das zarte Gesicht.

„**Ah questa bella!**“ rief eine Stimme.

„**Come un angelo!**“ antwortete begeistert eine andere.

„**Eh viva la bella tedesca!**“ schrie enthusiastisch eine dritte.

Mathilde wurde verlegen, da trat plötzlich eine dunkle Gestalt in den Kreis und faßte die Hand des ängstlichen Kindes, „**andare mia figlia!**“ sprach eine ernste Stimme. Willenlos folgte das deutsche Mädchen und als sie aufschaute zu ihrem Führer, war sie mit demselben bereits außerhalb des Kreises der lustigen Jungen von Arricia.

Staunend sah Mathilde ihren Führer an und verschämt ließ sie sogleich die langen seidenen Wimpern, wie einen Vorhang niederfallen über ihr süßes, blaues Auge. Einen so schönen Mann hatte Mathilde noch nie gesehen und war doch aus Berlin, wo es bekanntlich Gardelieutenants von wunderbarer Schönheit giebt. Vor diesem Manne hier mußten sie alle die Segel streichen, Füselier wie Mousketier, selbst die Gardelandwehruhlanenlieutenants reichten dem Mönche hier nicht das Wasser.

Dem Mönche?

Ja, ein Mönch war der Führer Mathildens, aber die schwarze Kutte konnte den Götterwuchs des Mannes nicht verhüllen, die Tonsur that der hohen, königlichen Stirn keinen Eintrag, wie schwarze Sonnen strahlten die großen Augen des Mönches, die römische Adlernase gab dem Gesicht einen wunderbar gewaltigen Anstrich, wahre Hoheit und doch wieder milde Herablassung lag in den Zügen um den Mund. Der Mund sah aus, als könne er nur befehlen, aber als bedürfe er des lauten Wortes gar nicht, um seine Befehle befolgt zu sehen. Fest und sicher hielt die Hand dieses schönen Mannes Mathildens Händchen, er führte die sich nimmer sträubende Jungfrau schweigend in eine weniger gedrängte Nebenstraße, dann erst sprach er im reinsten Deutsch und mit einer Stimme, deren Töne Mathildens Herz erbeben machten: „Sie haben Ihre Gesellschaft verloren, Fräulein von Aßmann, das ist ein großes Glück für mich, denn ich konnte mit Ihnen reden.“

Mathilde versuchte den Mönch anzusehen, aber ihr Blick sank zu Boden, getroffen von dem Gluthstrahl der aus den Augen des schönen Mannes niederzuckte.

„Kennen Sie mich denn?“ fragte Mathilde end=

lich schüchtern und zögernd und kam sich selbst unbeschreiblich albern vor mit dieser Frage.

„Ich kenne Sie, mein holdes, schönes Fräulein," erwiederte der Mönch und drückte zärtlich die kleinen Finger Mathildens, „ich kenne Ihr frommes Herz, ich weiß, Sie sind nach Rom gekommen, um zurückzukehren in den Schooß der heiligen Kirche, die heilige Jungfrau segne diesen Ihren Entschluß, süßes Engelskind, und lasse ihn zur That werden."

„Ach!" seufzte Mathilde und das leise Beben ihrer Finger verrieth dem Mönch ihre Aufregung.

„Alle Freuden des Himmels und der Erde wird Ihnen die heilige Kirche erschließen, mein liebes, holdes Fräulein, geht Ihnen das Herz nicht auf bei dem Anblick der Wonne, des Glücks, das Sie heute geschaut? die Kirche ist nicht hart und streng, sie ist eine liebende, freundliche Mutter, die ihren Kindern zahllose Freuden bereitet, und muß sie strafen, züchtigen, so ist es immer die weise, milde Mutterhand, die da straft und züchtigt. Liebes Fräulein, es liegt auch in den Züchtigungen, welche die heilige Mutter Kirche ihren Kindern zu Theil werden läßt, eine unbeschreibliche Wonne!"

Mathilde zitterte vor innerer Bewegung bei den Worten des Mönches, aber zu sprechen vermochte sie nicht.

Das seltsame Paar, das weiße Mädchen und der schwarze Mönch, hatten jetzt das Ende der kurzen Nebenstraße erreicht, Niemand begegnete ihnen hier, von der Hauptstraße herüber scholl die laute Lust der Fröhlichen; Mathilde fragte nicht, wohin sie der Mönch führe, selig bewegt ging sie an der Hand des schönen Mannes, der außerhalb der Straße einen Weg nach links einschlug. Es dämmerte bereits stark, die viola matronalis und die Reseda, die an dem schmalen Wege unter den Weinreben standen, dufteten fast betäubend; schweigend führte der Mönch das Mädchen ein Stück hin auf diesem Wege, das Festgeräusch wurde wieder lauter und vernehmlicher, man näherte sich der Hauptstraße, dem Hauptturmmelplatz des Blumenfestes wieder. Plötzlich blieb der Mönch stehen und ließ die Hand Mathildens fallen, er schaute in Mathildens Augen mit einer Gluth, mit einer Innigkeit, die zauberisch wirkten, dann faßte er das bebende Mädchen in seine Arme, hob es auf vom Boden und küßte es auf den Mund. Wie von einem electrischen Schlage getroffen zuckte Mathilde zusammen, mechanisch schlangen sich

ihre zarten Arme um den Nacken des Mönches und mit geschlossenen Augen überließ sie sich der Sturmfluth von Küssen, den gluthsprühenden Küssen des schönen Mannes. Jeden Kuß fühlte sie durch alle Nerven sengen, ja, sengen, denn ein verzehrendes Feuer loderte in den Liebkosungen des Italiäners. Der Mönch trug Mathilden jetzt, wie ein Kind, auf seinem linken Arm, mit seinem rechten hielt er die süße Last fest an seine Brust gedrückt, seine Lippen brannten fiebrisch auf den Wangen, dem Nacken, der Brust und der Stirn des von Wollustschauern durchrieselten Mädchens. So trug der Mönch Mathilden auf dem schmalen Wege dahin, bis das lautere Jauchzen und vernehmlichere Menschenstimmen ihm sagten, daß er ganz nahe an der Osteria der Hauptstraße sei. Leise flüsterte der kühne Mann jetzt: „mit diesem Kuß weih ich Dich zur Tochter der heiligen Kirche, süßes Mädchen, der heutige Tag gebe Dir einen Vorgeschmack von den Seligkeiten, welche die heilige Kirche ihren Kindern bietet, Du wirst mich wiedersehen, alle Heiligen seien mit Dir!" Noch einmal bebte Mathilde unter dem Kuß des Mönches, dann fühlte sie sich sanft niedergesetzt und als sie etwas aus ihrem Wonnerausche erwachte, war der schöne Mann verschwunden, sie selbst aber nur durch einen

blühenden Jasminbusch von dem wogenden Getümmel vor der Osteria und in der Hauptstraße geschieden. Mit wankenden Knieen, glühendem Verlangen im Herzen, Feuer in den Adern und klopfenden Pulsen trat Mathilde hinter dem schützenden Strauche hervor. Bald fand das glühende Mädchen ihren Vater, er tractirte mehrere deutsche Maler mit Montepulciano, schweigend setzte sie sich an seine Seite, sie dachte an den schönen Mönch, das freundliche Willkommen der ehrlichen deutschen Landsleute war ihr ganz gleichgültig, sie schwieg in tiefe Träume versenkt den ganzen Abend und als sich die Frau Landräthin sehr spät erst mit ihrem Cicisbeo einfand in der Osteria, als man auf dem duftigen Wege, unter dem Gesang der heimkehrenden Landleute, bei flammendem Sternenlicht zurückfuhr nach Rom, da netzte manche Sehnsuchtsthräne, die dem schönen Mönche galt, Mathildens seidne Wimper.

Das war das Blumenfest in Genzano. —

3.

Was singt, ihr Vögel, im Morgenlicht?
Ihr wißt nicht, wie Scheiden thut!
Es drücken euch Sorgen und Schuhe nicht,
Ihr Vögel, ihr habt es gut.

(A. v. Chamisso)

Sind Dir Flügel nicht verliehen,
Mir in's Ferne nachzuziehen,
Sind doch Flügel mir gegeben,
Dich aus Fernen zu umschweben.

(Fr. Rückert.)

Wo aber war die muthige Therese von Aßmann an dem Tage, an welchem ihre Aeltern und ihre jüngere Schwester das Blumenfest zu Genzano besuchten?

Therese hatte traurige Stunden verlebt seit ihrer Abreise von Berlin, sie ahnete die Gefahr der italiänischen Reise, ja, sie wußte bestimmt, daß die gewissenlose Mutter hauptsächlich deßhalb nach Italien reise um sie zu verderben; aber Therese war ein muthiges Mädchen, ihre Seele war unverzagt und ihr Muth ungebrochen, Therese war vertrauensvoll aus wahrhaf-

ter Frömmigkeit und stark durch ihre reine, innige Liebe zu dem von ihr getrennten Bräutigam. Deßhalb fügte sie sich auch ohne zu murren in das Unvermeidliche, in diese Reise nach Rom; unvermeidlich, denn konnte das junge Mädchen allein, ohne Aeltern, ohne Verwandte zurückbleiben in Berlin ohne Aufsehen erregende Schritte? So war sie denn abgereis't mit den Ihrigen, nachdem sie ihrem Bräutigam durch den Lieutenant Mortimer davon Kunde gegeben; wohl weinte Therese im Stillen über die Trennung von dem geliebten Manne, aber ihre Thräne sah Niemand; wohl klopfte Theresens Brust bänger, als an den Felsmarken Italia's die letzten deutschen Worte verklangen und das ewige Blau des hesperischen Himmels sich über ihr wölbte, denn jetzt wußte sie, daß sie keine irdische Hülfe mehr anrufen konnte gegen die finstern Pläne einer gewissenlosen Mutter — Therese bangte wie ein Weib, aber ihr Antlitz war unbeweglich, ihre Augen blickten mit derselben sichern Hoheit wie in Berlin und die Frau Landräthin, die mit jeder Miglie, die man nach Rom zu zurücklegte, härter und tyrannischer gegen das stolze Mädchen verfuhr, fühlte sich genirt und geängstigt durch der Tochter ruhigen Blick: „in Rom werde ich mich an Dir rächen, thörige Dirne!“ sagte

sich die Landräthin. Und kaum in der heiligen Stadt angekommen, begann auch das finstere Werk der Kabale. — Das Hôtel an der **Porta di San Spirito,** welches die Familie Aßmann bezogen, füllte sich in den ersten Tagen sogleich mit Weltgeistlichen und Mönchen, man quälte und marterte die arme Therese mit Predigen und Beten auf's Furchtbarste, es war eine hohe Wollust für die schändliche Mutter, die geistigen Qualen und Leiden ihrer Tochter zu sehen. Therese durfte das Hôtel nicht mehr verlassen, Frau von Aßmann sah in Theresen, die ihr, wie wir wissen, im Aeußern ähnlich war, eine Nebenbuhlerin, sie fürchtete neben der Tochter übersehen zu werden und da sie bei ihrer Sinnlichkeit auf keine Eroberung verzichten wollte, so befahl sie ihrer Tochter streng zu Haus zu bleiben. Therese befolgte diesen Befehl, denn ihr war wohler allein, als in Gesellschaft ihrer Mutter. So war sie denn seit vierzehn Tagen in Rom, ohne auch nur eine Straße der ewigen Stadt gesehen zu haben, Aßmann's waren bei Nacht angekommen; aber ach, wenn Therese nur allein gewesen wäre, sie hätte doch ungestört sich den Gedanken an den Geliebten hingeben können — das war nicht der Fall, denn auf Veranlassung der Landräthin ward Theresens Zimmer nimmer leer von

geistlichem Zuspruch; Pfarrer, Abbates, Mönche, Rothstrumpf und Violetstrumpf besuchten sie, Einige wollten sie bekehren, Andere machten ihr unzüchtige Liebesanträge, noch Andre thaten Beides zusammen. Kann ein junges Mädchen in einer traurigern Lage sein? Aber das war noch lange nicht Alles, der armen Therese war noch viel Bitteres beschieden. Mit übermüthigem Hohne sah sich Therese von den in Rom angenommenen Dienern und Dienerinnen behandelt, selbst die kleinste Gefälligkeit verweigerte man ihr auf Anstiften der Landräthin mit frechem Bedientenübermuth und Pöbelhochmuth. Ja, der neu angenommene Livreejäger, ein Franzose, der sich mit der Frau Landräthin sehr gut stand, hatte die Frechheit der hohen, keuschen Jungfrau seine Liebe anzutragen. Als sich darüber Therese bei den Aeltern beklagte, entgegnete die brave Mutter mit schneidendem Hohne: „Du kannst froh sein, wenn Du noch so einen ehrlichen Mann bekommst, er ist immer besser als der Mörder, der auf dem Zuchthause sitzt." Für solche Gemeinheit hatte Therese keine Antwort — was wäre aus der Jungfrau geworden, hätte sie nicht echte Religion und echte Liebe gehabt? Heute nun lud wieder Niemand die arme Therese ein, Theil zu nehmen an der Fahrt nach Gen=

zano; die Landräthin fühlte instinctartig, daß zwischen ihr und Mathilde kein Vergleich angestellt werde, daß Mathildens Jugend und Schönheit ihr nicht nur nicht schaden, sondern im Gegentheil ihren Reizen zur Folie dienen würden, während sie wußte, daß man sie augenblicklich mit Therese vergleichen und sie dann unbeachtet lassen werde. Darin lag auch wohl eine Hauptursache des so ganz unmütterlichen Gebahrens der Landräthin gegen ihre ältere Tochter.

Therese war allein geblieben in dem Hôtel an der **Porta di San Spirito**, während die Ihrigen an dem Blumenfeste Theil nahmen, aber auch heute war ihr die Einsamkeit wieder durch zahlreichen geistlichen Zuspruch verbittert worden — dennoch hatte sie Zeit gefunden den letzten Brief ihres Anastasius, den sie in Venedig vorgefunden, noch einmal zu lesen und aus dieser Lectüre neuen Muth und neue Kraft zu schöpfen.

Eben war wieder ein Priester bei ihr, einer, der ihr von Allen am Besten gefiel, ein grundgelehrter Benedictiner von der Congregation des heiligen Maurus. Benoit de Lusignan war ein Franzose von edler Abkunft, er war in Rom sehr angesehen und die Landräthin war sehr glücklich, daß dieser gelehrte und geachtete Geistliche ihr Haus besuchte. Therese sah den höflichen und selbst

in der Mönchskutte witzigen und geistreichen Franzosen nicht ungern, denn obwohl eine gewisse chevalereske Galanterie, die allen vornehmen Franzosen angeboren ist, sich auch bei dem Benedictiner bemerklich machte, so hatte er doch Theresen durchaus nicht mit Liebesanträgen bestürmt, ja, er redete ihr auch nicht zu, katholisch zu werden, sondern er disputirte geistreich mit dem geistreichen Mädchen über die verschiedensten Materien. Mit einer unnachahmlichen Feinheit wußte er in diesen Disputationen die geheimsten Gedanken Theresens hervorzulocken. Der Priester lernte durch diese Disputationen das Mädchen besser kennen als durch Jahre langen Umgang.

Der Benedictiner lauschte eben mit halbgeschlossenen Augen gespannt auf eine Erklärung Theresens über den Sclavenhandel, welchen das verständige Mädchen mit Ruhe angriff, aber mit der größten Entschiedenheit verurtheilte; der Mönch rüstete sich zu einigen Einwürfen, als der römischen Diener einer eintrat und nachläßig einen Brief auf den Tisch warf.

Therese erkannte Mortimers Hand in der Aufschrift, aber sie konnte jetzt nicht lesen, der Klostergeistliche erforderte ihre Aufmerksamkeit. Benoit de Lusignan sah den Diener, der so ungezogen den Brief auf den

Tisch warf, eine Weile so seltsam an, daß der Bursche verlegen stehn blieb, dann erhob sich der Priester langsam von seinem Sessel und gab dem erschrockenen Menschen ein Paar entsetzliche Ohrfeigen, daß dieser heulend in's Knie sank. „Tölpel, impertinentes Thier," donnerte nun der Franzose, „begegnet man einer Dame so? Hier den Saum des Kleides der Dame geküßt und um Verzeihung gebeten!"

Hündisch, wie die Söhne aller verbrauchten Völker, kroch der Italiäner zu Therese, küßte den Saum ihres Gewandes und bat um Verzeihung, indem er sich damit entschuldigte, daß ihm die Frau Mutter befohlen ungezogen zu sein.

„Hinaus!" herrschte der Priester.

Der Diener ging, der Benedictiner aber sah Theresen eine Weile mit traurigen Blicken an; dann sprach er leise: „Alle Italiäner lügen, wenn aber der Bursche da die Wahrheit gesagt hat, so bedaure ich Sie, mein Fräulein, doch es ist unzart von mir, daß ich mich in Familienangelegenheiten mische, leben Sie wohl, mein Fräulein, auf Wiedersehen!"

Der Franzose küßte galant die Hand Theresens und ging hinaus, draußen vor der Thür aber vernahm sie

einen Wortwechsel zwischen dem Priester und ihrem Diener.

„Kennst Du mich, Bursche?"

„Ja, mein Vater!"

„So hüte Dich, höre ich noch einmal von der leisesten Ungezogenheit gegen Donna Teresa, so werde ich Deinetwegen mit dem Barighello sprechen, hörst Du?"

„Ja, mein Vater," stotterte der Diener, „aber Donna Teresa's Mutter?"

„Darf Dir keine Ungezogenheiten befehlen, sage der ganzen Dienerschaft dieses Hauses, daß der Pater Benoit de Lusignan auch die kleinste Ungezogenheit gegen Donna Teresa auf's strengste ahnden werde, verstehst Du?"

„Ja, mein Vater!"

Therese war tief ergriffen von dem Benehmen des Benedictiners, sie wußte, daß der Pater viel Ansehen und Macht besaß, sie kannte die römischen Verhältnisse wenigstens so weit, um zu wissen, welche Mittel einem angesehenen Priester dort, namentlich gegen geringere Leute, zu Gebote stehen. Sie war dem Benedictiner unendlich dankbar für den Schutz, den er ihr gegen die Bedientenanmaßung verlieh.

Aber die Freude, mit der sie den Brief ihres Anastasius erbrach, trübte sich bald, kopfschüttelnd las das schöne Mädchen den ziemlich kurzen Brief, eine Thräne trat in ihr Auge, sie legte die schmale Hand an die Stirn und fragte mit gepreßter Stimme: „Ist es denn möglich? kann Anastasius so schreiben?" Sie untersuchte die Schriftzüge genau, sie verglich, ja es war die Hand ihres Anastasius, es war sogar die Papiersorte, deren sich der Bräutigam zu bedienen pflegte, sie untersuchte das Siegel, es war ein Abdruck des Familienwappens der Linckhause und zwar von dem alten Siegelringe, den Anastasius nie vom Finger ließ und das äußere Couvert? von Mortimers Hand war die Aufschrift, das Siegel mit den fünf Schneeballen war Mortimers Wappen und als Therese das Couvert auseinander riß, sah sie, daß es schon einmal gebraucht, auf der innern Seite mit der Aufschrift versehen war: „Seiner Hochwohlgeboren dem Herrn Premierlieutenant Baron von Mortimer bei des Königs erstem Kürassierregimente in Berlin." Inwendig trug das Couvert auch den Poststempel „Wriezen an der Oder." Das Briefcouvert war also von dem alten Baron Mortimer, der auf einem Gute bei Wriezen an der Oder wohnte. Das wußte Therese, ihre Wange

brannte fieberisch bei dieser Untersuchung, sie sah ein, daß der Brief ächt sein mußte und doch wünschte sie sehnlich zu entdecken, daß sie keinen ächten, sondern einen untergeschobenen Brief ihres Anastasius in den Händen halte. Denn dieser Brief, er war so kalt, ach so kalt und so höflich abgefaßt, er war so gar nicht in dem Wesen und Geist des treuen, heftigen und etwas derben Anastasius, Therese hatte sich so sehr auf diesen Brief gefreut und nun? Die arme Therese!

Aber die kühne Energie, die entschlossene Sicherheit, die vorzüglich Theresens Charakter auszeichnete, verließ das stolze Mädchen nicht, sie schrieb mit flüchtiger Hand: „Anastasius, soeben erhalte einen Brief aus Deutschland, der Umschlag war von Mortimer, Briefpapier, Siegel und Inhalt anscheinend von Dir, anscheinend, denn so konntest Du nicht an Deine Therese schreiben, wenn der Brief, den ich Dir hier beilege, wirklich von Dir ist, so schreib nicht an mich, dann sind wir verloren für einander, aber ich hoffe zuversichtlich, daß ein Verbrechen begangen worden, daß man uns täuscht, weil man uns trennen will; ich selbst leide hier unsäglich, darum eile, wenn der Brief falsch ist, mir umgehend zu antworten, addressire Deinen Brief an den hochwürdigen Pater Benoit de Lu=

signan, Benedictiner von der Congregation des heiligen Maurus. Wie immer Deine treue Therese."

Therese siegelte den Brief und klingelte.

„Madonna?" fragte der Diener mit einer tiefen Verbeugung eintretend.

„Hier ein Brief für die Post, Ihr bringt mir eine Quittung, hier ist Geld!"

„Madonna haben zu befehlen, zwar hat uns Allen die Frau Mutter verboten Briefe von Ihnen zur Post zu tragen, wir sollen sie ihr bringen, aber der Hochwürdigste Pater Lusignan hat uns befohlen Ihnen zu gehorchen, ich werde gehen."

Eine Viertelstunde später hatte Therese ein recepisse von der Post, der nunmehr äußerst höfliche Diener aber die ganze Hand voll kleiner Münze, die er auf das Goldstück herausbekommen, von Therese zum Geschenk erhalten.

Nunmehr legte sich Theresens Aufregung, sie hielt sich fest überzeugt, daß der Brief nicht von Anastasius gewesen, obgleich sie nicht begriff, wie die Fälschung so meisterhaft, mit Berücksichtigung selbst der kleinsten Kleinigkeiten, habe in's Werk gesetzt werden können. Sie faßte ihre gegenwärtige Lage fest in's Auge, sie entschloß sich, muthig auszuharren in dieser qualvollen

Lage, aber ihrer Liebe wie ihrer religiösen Ueberzeugung unabänderlich treu zu bleiben bis in den Tod. Morgen mußte sie Gelegenheit nehmen den Benedictiner zu bitten, einen aus Deutschland etwa ankommenden Brief für sie in Empfang zu nehmen. Sie zweifelte keinen Augenblick an den edlen und wohlwollenden Gesinnungen des Paters von Lusignan. Unter heißen Thränen und ängstlichen Zweifeln, aber auch unter innigen, kindlich = vertrauenden Gebeten entschlummerte das schöne Mädchen, lange ehe die Ihrigen von Genzano zurückkehrten.

Der andere Tag bot schon ein ganz anderes Bild, Frau von Aßmann staunte nicht wenig über die tiefe Ehrerbietung mit der Therese von dem Domestiken beim Frühstück bedient wurde, sie vermochte ihren Aerger darüber kaum zu verbergen und benutzte die erste Gelegenheit hinaus zu gehen und den französischen Kammerdiener nach dem Grunde des Nichtbefolgens ihrer Befehle zu fragen. Der gewandte Franzose zuckte die Achseln und sagte: „Madame müssen verzeihen, kein Diener im Hause wird jetzt Ihren Befehlen in Bezug auf Donna Teresa Folge zu leisten wagen und wenn Sie zehnmal Ihre Dienerschaft wechseln wollten, es würde Ihnen nichts helfen, Donna Teresa hat einen mächtigen

Schutz gefunden und ich selbst rathe Ihnen Vorsicht in Ihrem Benehmen gegen Donna Teresa, erinnern Sie sich, daß wir uns in einem Lande befinden, in welchem ein Geistlicher Herrscher ist und Donna Teresa hat einen geistlichen Beschützer!"

„Wer ist es?" fragte die Landräthin, heftig erschrocken über diese Nachrichten.

Der Kammerdiener zuckte wieder die Achseln. „Madame müssen entschuldigen, fragen Sie nicht, ein einziges Wort zuviel könnte mich rettungslos in die Hände des Barighello liefern und dann würde ich Bekanntschaft mit den Kerkern im Castell di San Angelo machen müssen, die ich vermeiden möchte. — Das will ich Ihnen noch sagen, obgleich ich nicht weiß, ob nicht schon das mich auf Lebenszeit unglücklich macht — gestern hat Donna Teresa durch Tiepolo einen Brief nach Deutschland auf die Post geschickt!"

„Und der Elende hat ihn besorgt gegen meinen ausdrücklichen Befehl?" fragte die Landräthin zornig.

„Madonna, Sie sind eine sehr gute, sehr fromme und sehr schöne Dame," schmeichelte der Kammerdiener, „aber Sie würden keinen von uns aus den Gefängnissen befreien können, verrathen Sie mich nicht, ich

bitte Sie darum, wenn Ihnen mein Leben irgend lieb ist, was ich nicht bezweifeln darf."

Die Landräthin versprach dem Kammerdiener, der ihr schon manchen geheimen Liebesdienst geleistet, zu schweigen, unruhig ging sie zum Frühstück zurück, sie beobachtete Theresen scharf — die Jungfrau war ernst und traurig wie gewöhnlich, nichts erheiterte sie, selbst der leichte Scherz des Cicisbeo's ihrer Mutter, der sich schon zum Frühstück eingefunden, vermochte in ihren schönen ernsten Zügen keine Veränderung hervorzubringen.

Auch Mathilde von Aßmann war stiller als gewöhnlich, sie dachte an das Blumenfest in Genzano und an den schönen feurigen Mönch.

Das Frühstück war beendet und Therese wollte sich eben nach ihrem Zimmer begeben, als Besuch gemeldet wurde und Aßmanns zu ihrer größten Verwunderung den braven Professor Wagenknecht mit dem General von Storkow eintreten sahen.

Wagenknecht hatte vom Pater Henricus, der sich, begreiflicher Weise, von den Deutschen in Rom fern hielt, Aßmanns Hôtel erfahren und war mit dem gestern erst angekommenen General, von mächtiger Sehnsucht nach seinem weißen Schäflein Mathilde ge-

trieben, herbeigeeilt, aber ach, er hatte sich bitter getäuscht, wenn er geglaubt, daß ihn Mathilde ebenso empfangen werde, wie so oft in Berlin. Mathilde fand den frommen Knecht Gottes abscheulich, ganz abscheulich, obgleich dieser einen ganz neuen schwarzen Rock an hatte und sogar rasirt war, sie behandelte den liebeglühenden so kalt, daß dieser ganz bestürzt war und gar nicht an den Ernst dieser Kälte glauben wollte. Mathilde dachte an den schönen Mönch und es ekelte ihr vor dem unzüchtigen alten Manne; der Mann, der ihr in Berlin heilig erschien, war ihr ekelhaft in Rom; auch die Frau Landräthin nahm nicht viel Notiz von dem frommen Manne, da sie seine Verbindungen mit dem Jesuiterorden nicht kannte, so glaubte sie ihn hier weder fürchten, noch benutzen zu können. Nur der gute Aßmann empfing seinen alten Freund wie gewöhnlich, Therese erwiederte seinen Gruß mit einer kurzen Verbeugung und ergab sich in ihr Schicksal, das heißt, sie hörte ohne eine Miene zu verziehen die faden Complimente des Generals von Storkow an, der ihr fortwährend versicherte, er bete sie an.

Das Zimmer füllte sich nach und nach mit alten und neuen Bekanntschaften der Familie Aßmann.

Endlich erschien auch der Pater von Lusignan, oder

Lusignano, wie ihn die Römer nännten, er wechselte einige Worte mit Herrn von Aßmann und trat dann mit Theresen in eine Fensternische, wo er, als sei dies etwas ganz unbedeutendes, die Bitte Theresens, den Brief aus Deutschland für sie in Empfang zu nehmen, zusagte und dann die gestern abgebrochene Disputation über den Sclavenhandel mit ihr eifrigst, ohne Rücksicht auf die übrige Gesellschaft, fortsetzte.

Professor Wagenknecht sah staunend eine Weile den gelehrten Benedictiner an, dann näherte er sich der Landräthin und fragte: „kennen Sie den Geistlichen, der dort so eifrig mit Fräulein Therese disputirt?“

„Ja,“ antwortete die Landräthin leicht, „ein gelehrter Benedictiner, Namens Lusignan, ein Franzose von Geburt.“

„Richtig,“ fiel ihr der Professor in's Wort, „aber wissen Sie, kennen Sie die Bedeutung dieses Mannes?“

„Nun, er ist sehr gelehrt und deßhalb, wie man sagt, sehr angesehen?“

„Richtig, aber der Pater Lusignan ist die rechte Hand des Cardinalstaatssecretairs Luigi Lambruschini, er ist der nächste Vetter des Groß-Pönitentiarius der römischen Kirche, des Cardinals Castracane aus dem Hause der Grafen Antelminelli, dieser gelehrte Bene-

dictiner dort ist einer der mächtigsten Männer in Rom, sein Einfluß beherrscht viele Mitglieder des heiligen Collegiums, namentlich aber die Orden der Benedictiner, der Dominicaner und der Franziscaner, man sagt, er leite die Processe des Inquisitionstribunals, aber man sagt auch, er stehe an der Spitze der Opposition gegen den wachsenden Einfluß der Gesellschaft Jesu; wenigstens ist er sehr vertraut mit dem entschiedenen Jesuitengegner, dem alten Cardinal Luigi Micara; kommt der Pater von Lusignan öfter zu Ihnen? er ist jetzt einer der mächtigsten Männer im Kirchenstaat."

Jetzt wurde der Landräthin Alles klar, sie wußte nun, wer der mächtige Beschützer Theresens war, dieser unscheinbare Benedictiner versetzte sie in eine unbeschreibliche Angst, stotternd sagte sie dem Professor, der Fürst Anton Orsini habe den Pater bei ihr eingeführt.

„Ja, ja, ich weiß," flüsterte der Professor, „Lusignan soll einen bedeutenden Anhang unter dem jungen römischen Adel haben."

Die Landräthin war zu sehr in Unruhe über den Benedictiner, als Beschützer Theresens, sonst müßte ihr die genaue Kenntniß römischer Zustände und Verhält=

nisse, die der Professor an den Tag legte, aufgefallen sein.

Nach und nach entfernten sich die Gäste, Frau von Aßmann in steigender Angst über die Vertraulichkeit, über die zarte, man möchte fast sagen ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit, die der mächtige Ordensgeistliche ihrer Tochter widmete, wußte sich nicht zu rathen und nicht zu helfen, sie bat den Professor Wagenknecht, den sie eine Viertelstunde zuvor kaum beachtet hatte, zurückzubleiben, weil sie mit ihm zu reden habe.

Alle Gäste hatten sich entfernt, nur vier Paar blieben in dem weiten Salon zurück, der Abbate Cassano, der die Familie Aßmann nach Genzano begleitet hatte, scherzte mit der gewaltig aufgeregten Mathilde, der Pater Lusignan disputirte mit Therese in einem Fenster, der General von Storkow schritt mit dem Landrath von Aßmann im Zimmer auf und ab, die Landräthin winkte dem Professor und dieser folgte ihr in ein anstoßendes Gemach.

Die beiden langjährigen Bundesgenossen waren allein, sie sahen sich schweigend einen Moment an, die Landräthin aber schlug ihre Augen zu Boden vor dem stechenden, durchbohrenden Blick des Professors.

„Margareth," begann dieser endlich rauh, „was denkst Du? Du wolltest vorher gegen mich die große Dame spielen, was fällt Dir ein? glaubst Du, ich könne Dich in Rom nicht eben so gut vernichten, wie in Berlin? Du bist sehr einfältig Margareth, der mächtige Mönch da drinnen, allmächtig beinahe hier, ist Dein Gegner und nun machst Du auch mich, mich, Deine einzige Stütze, zu Deinem Feinde; Margareth, siehe wohl zu, was Du thun willst!"

„Wie kannst Du das denken, Adolph?" erwiederte die Landräthin schüchtern.

„Ah, lüge nur zu, mich belügst Du nicht, ich kenne Dich durch und durch — nicht wahr hier in Rom glaubtest Du meiner nicht zu bedürfen, hier war Dir Dein alter Freund zur Last, sein Anblick rief Dir nur Deine alten Sünden, nicht Deine alte Lust in's Gedächtniß —"

„Adolph! und doch haben wir manche schöne Stunde mit einander verlebt!" die Landräthin schmeichelte, aber der Professor blieb hart.

„Um so mehr verlange ich," fuhr er fort, „daß Du Deine Versprechungen hältst; sag, bekomme ich die kleine Mathilde, in die ich ernstlich verliebt bin, die mir aber heut mit abscheulichem Trotz entgegentrat, bekomme ich sie, Margareth?"

Nicht bittend, sondern drohend fragte der Professor; die Landräthin suchte auszuweichen, aber sie hätte es mit einem Adoptivsohne der Gesellschaft Jesu zu thun.

„Ich habe mir vorgenommen,“ sprach der Professor, „mit meiner jungen Frau die letzten Wochen meines Urlaubs vergnügt in Rom zu leben, sorge, daß Mathilde heute über vierzehn Tage meine Frau ist, sonst hüte Dich Margareth!“

„Ja, mein Gott, Adolph,“ erwiederte die Landräthin geängstigt, „ich habe nichts dagegen, ich bin's ja ganz zufrieden!“

„So rufe Deine Tochter und zeige es ihr an!“

„Lieber Adolph sage mir nur erst, wie ich mich gegen den Benedictiner zu benehmen habe, der mir alle meine Pläne mit Therese kreuzt!“

„Erst rufe Mathilde!“ beharrte der Professor unerschütterlich.

Die Landräthin, die auch für Mathilde durchaus keine Mutterliebe besaß, die recht gut wußte, daß das arme Kind durchaus unglücklich werden mußte bei dem Professor, zögerte nicht länger dem alten Freunde, der drohend und gebietend vor ihr stand zu gehorchen, sie rief Mathilde aus dem Salon in das Nebenzimmer.

Das junge Mädchen trat ein und jetzt erst fiel der Mutter die Veränderung auf, die über Nacht mit ihrer Tochter vorgegangen war. Mathilde war nicht mehr das schüchterne Kind von Gestern, ein gereiftes Frauenzimmer stand vor der Landräthin, in der Gluth der Leidenschaft reift Alles gar gewaltig; der Strahl der verzehrenden Leidenschaft, den der unbekannte Mönch auf dem Blumenfeste zu Genzano in Mathildens Seele geschleudert, hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Fragend sah das junge Mädchen mit ihrem großen blauen Auge die Mutter an, den Professor würdigte sie keines Blickes. Die Landräthin mußte sich erst sammeln, ehe sie zu ihrer Tochter sagte: „mein gutes Kind, hier ist Dein frommer Freund und Lehrer, Professor Wagenknecht, welcher in geziemender Weise bei mir um Dich geworben hat und Dich zu seiner Frau machen will, jetzt hast Du Gelegenheit dem Manne, der so unendlich viel für das Heil Deiner Seele gethan hat, Dich dankbar zu zeigen und so gewiß einen Deiner sehnlichsten Wünsche zu erfüllen!"

Mathilde dachte an den schönen Mönch in Genzano, ihre zarte Wange färbte sich mit dunkler Purpurröthe und mit fester Stimme antwortete sie: „ich bin dem Herrn Professor innig dankbar für die Mühe,

die er sich mit mir gegeben, ich weiß die Ehre seines Antrages wohl zu schätzen, muß aber demungeachtet darauf verzichten ihm als Weib anzugehören."

„Was?" rief die Landräthin staunend.

Der Professor lächelte zornig.

„Besinne Dich, Mathilde, Du redest wie eine Närrin!"

„Mein Entschluß steht fest, Mama!" beharrte das Mädchen mit einer Ruhe, welche die Landräthin in den heftigsten Zorn setzte.

„Ungehorsames Kind," schrie sie, „wir haben Mittel, ungehorsame Dirnen zum Gehorsam zu bringen, bis jetzt bin ich sanft und mild gegen Dich gewesen, ich will für Dein Bestes sorgen, besinne Dich, entschließe Dich rasch, sonst soll die Ruthe Dich eines Bessern belehren!"

„Mathilde ist kein Kind mehr, Frau Landräthin!" warf der Professor ein.

„Ja, den Jahren nach nicht, aber sie benimmt sich wie ein Kind, unartig wie ein Kind und soll gestraft werden wie ein Kind!"

Mathilde sagte nichts.

Der Professor faßte jetzt Mathildens Hand und sprach tröstend: „Fürchte nichts, meine fromme Tochter,

ich werde nicht leiden, daß man Dich zwingt meine Frau zu werden, ich will lieber meinen liebsten Wunsch aufgeben, als Dich einer Züchtigung aussetzen, geh, meine fromme Tochter, überlege Dir meinen Vorschlag und verlaß Dich darauf, gezwungen wirst Du nicht."

Mathilde ging, sie war noch arglos genug, die Worte des Professors für Ernst zu halten und diese meisterhaft berechneten Worte gaben dem heuchlerischen Menschen beinahe die alte Stelle in ihrem Herzen wieder.

Das hatte der Professor gewollt, der jetzt mit der Landräthin rathschlagte, wie Mathilde am Leichtesten zu besiegen.

Es wurde ein teuflischer Plan erdacht.

In Bezug auf den Benedictiner gab der Professor der Landräthin keinen Rath, er wollte sich erst mit seinen Freunden berathen.

So war denn die Familie Aßmann, mehr als je, in der Gewalt des Professors Wagenknecht.

4.

„Der Muttersprache Laut im fernen Lande wirkt im Wanderer wie das Frühlingslied der Lerche im Gefangenen, Schmerz und Wonne, Sehnsucht und Wehmuth. (Herder.)

Die deutschen Künstler in Rom bewohnen fast alle den **Monte Pincio** und die Römer nennen ihn deßhalb auch „das deutsche Viertel;" die meisten Häuser tragen hier ein Schild mit den Worten: **stanze e studi.** Die Vereinigungsplätze der deutschen Maler in diesem Viertel sind der **Café gréco**, der **Café delle belle arti** und endlich der **Café dei Scozzesi**; hierher werden die meisten deutschen Briefe addressirt, hier findet man die Augsburger Allgemeine Zeitung und das Kunstblatt zum Cottaischen Morgenblatt, deutsches Lied und deutsche Rede klingen dem Eintretenden überall entgegen. Der Brennpunkt dieses deutschen Quartiers aber ist die **piazza delle quattro fontane**, die Jeden, der in Rom war, durch die freundliche, aber schmuzige Lage an einen unserer

deutschen Marktplätze erinnert. An diesem Platz liegt der Pallast Barberini, ein gewaltiger, großartiger Bau von Bernini ausgeführt; hier arbeiten fortwährend eine Menge deutscher Künstler; hier war Thorwaldsen oft beschäftigt und die zahlreichen Carossen, die stets vor dem Portale halten, verrathen, daß sich hier einer der reichsten Märkte für Kunstgegenstände befinde.

Eines Morgens, wenige Stunden vor Mittag, stieg ein uns bekanntes Paar aus dem Wagen und begab sich in die Säle des Pallastes Barberini. Es war der tapfere Rittmeister von Walter und Cronegk mit seiner Athalie.

„Gott straf mich!" sprach der Rittmeister entzückt zu seiner Frau, „es greift mir ordentlich in die Seele, deutsch sprechen zu hören, ich könnte laut jubeln vor Wonne, die deutsche Sprache klingt wahrhaftig wie das „marsch marsch, trab!" der Preußischen Trompeter, wenn sie zum Angriff blasen; mir ist ganz weichlich zu Sinne geworden bei dem ewigen i a o der italischen Zunge, was meinst Du, Athalie?"

Athalie drückte die Hand ihres Mannes; „ich wollte," flüsterte sie bewegt, „wir wären daheim im deutschen Lande!"

„Hast Recht, gute, liebe Frau!" sagte der Rittmeister, „schlechtes Land das, schade um die schöne Natur, den ganzen Tag nichts als Glockengebimmel und Orgelklang, auf den Straßen nichts als Pfaffen und Bettler, da lobe ich mir mein liebes Deutschland — na ja, Rom, ungeheuer berühmt, Palläste, Menge Bilder — Gott straf mich, unsere Häuser in Berlin sind auch gut und Bilder? im Museum sind genug, aber hier hört man ja nicht einmal ein Gewehr rasseln, geschweige denn eine Trompete ihre eherne Stimme erheben, na da lob' ich mir Preußen, na Du hast die Soldaten gesehen, Athal'chen, schöne Soldaten das, die Schweizer laß ich mir allenfalls gefallen, aber die sogenannten Karabiniérs, na ich will auf der Stelle des Teufels sein, wenn ich nicht mit einem Unterofficier und zwölf Husaren vom dritten Regiment Sr. Majestät die ganze Bande überreite und in Stücke haue!"

Der Rittmeister perorirte eine ziemliche Weile so fort, Athalie hörte nicht mehr auf ihn, sie stand mit fliegenden Pulsen hinter einem langlockigen Maler, der ein altes Bild von wunderbarer Wirkung copirte.

Das Bild stellte ein altes Ehepaar vor, vielleicht Philemon und Baucis, welches vor seiner Hütte saß, mehrere Männer und Frauen umstanden das Paar,

wahrscheinlich seine Kinder; die Beleuchtung, Abend, war meisterhaft; aber nicht auf das herrliche Original, sondern auf die Copie schaute Athalie; endlich sagte sie mit bebender Stimme: „lieber Herr Landsmann!“

Der deutsche Maler drehte sich herum und strich sich die langen Locken aus der Stirn; es ist der ehrliche Münchner, der auf dem Blumenfeste zu Genzano mit Herrn von Aßmann Brüderschaft trank. Der junge Mann sah eine schöne elegante Dame an der Seite eines Officires in Preußischer Uniform vor sich. „Was wünschen gnädige Frau?“ fragte er höflich.

„Dürfen Sie mir sagen, lieber Herr Landsmann,“ bat Athalie mit fast rührender Freundlichkeit, „warum Sie die drei Kinder in den Vordergrund gemahlt haben, die doch nicht im Original?“

Der Maler lächelte, dann antwortete er freundlich: „Lady Flora Beauchamp, welche diese Copie bei mir bestellt hat, ist eine große Kinderfreundin und wünschte einige Kinder auf dem Bilde angebracht, da die beiden alten Leute nun sehr leicht Enkel oder Urenkel haben konnten, so willigte ich ein und glaubte durch die Kinder im Vordergrund den Eindruck des Bildes eher verstärkt, als geschwächt zu haben.“

„Ist das Gesicht des Knaben dort in der Mitte aus ihrer Phantasie entsprungen?“ fragte Athalie jetzt eifriger.

Der Maler sah die Dame an, dann sagte er: „in der That, das fällt mir jetzt auf, finden sie nicht, mein Herr,“ wendete er sich an den Rittmeister, „daß das Gesicht des Knaben hier eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Gesicht ihrer Frau Gemahlin hat?“

„Gott straf mich, Athalie,“ schrie der Rittmeister entzückt, „das ist ganz Dein liebes Gesichtchen!“

„Antworten Sie mir doch lieber Herr,“ bat Athalie eifrig, „wo haben Sie das Kindergesicht her?“

„Das kann ich Ihnen leicht sagen, gnädigste Frau,“ rief der gefällige Maler, „hier aus meinem Scizzenbuche,“ er ergriff ein Buch und blätterte darin, „hab's vor wenig Wochen erst auf einer Reise nach Perugia gefunden, da hier, da ist es, Perugia den 12. März steht darunter, jetzt weiß ich's; das Kind war in dem Kaufladen der großen Trattoria auf dem Markt gegenüber, „sehen Sie das Kind sitzt auf der Schwelle, ich habe die Firma des Kaufmanns über die Thür geschrieben!“

Athalie faltete die Hände und große Thränen rannen über ihre Wange.

„Mein Kind!“ flüsterte sie dem Rittmeister zu.

„Gott straf mich,“ schrie dieser, der endlich zu begreifen anfing, „unser Kind, Gott straf mich, Herr Landsmann verkaufen Sie mir das Bild!“

„Laß Walter,“ sprach Athalie, die sich zu fassen begann, „lieber Herr Landsmann, Sie haben uns einen so großen Dienst erzeigt, daß wir nicht dankbar genug sein können, besuchen sie uns, wenn es Ihnen irgend möglich ist, noch heute, Sie werden einer Mutter, der Sie vielleicht ihr verlorenes Kind wiedergeben, die Bitte nicht versagen — fordern Sie, was Sie wollen, aber geben Sie uns eine Copie dieses Bildes hier!“

Der staunende Maler war zu Allem bereit; auf Andringen des Rittmeisters packte er sogleich seine Geräthschaften zusammen und fuhr mit den beiden Eheleuten nach dem Hôtel.

Ueberlassen wir jetzt den beiden Eheleuten, die ihr Kind auf gar wunderbare Weise gefunden zu haben glaubten, den deutschen Maler und suchen wir die beiden andern deutschen Familien, deren Schicksal uns beschäftigt.

In demselben Augenblick, in welchem der Wagen des Rittmeisters von Walter und Cronegk die via sistina verläßt und sich nach dem Innern der ewigen

Stadt zuwendet, rollen zwei prachtvolle mit Gold bedeckte römische Staatscarossen an demselben vorüber und lenken in die via di **Porta Pinciana** ein. Mit leichtem Gruß neigt sich aus der ersten Carosse ein Frauenantlitz gegen die junge Frau des tapfern Rittmeisters, mit einem erstaunten und freudigen Zuruf begrüßt man die schöne Athalie aus der zweiten Carosse.

In der ersten Carosse saßen die beiden Damen von Drobenstein, Mutter und Tochter, mit dem General von Storkow und Fräulein Mathilde von Aßmann, in der zweiten gewahren wir die Frau Landräthin und den Herrn Landrath, Fräulein Theresen und den römischen Abbate, den wir bereits kennen.

Die Wagen fahren die Pincinische Thorstraße hinauf und lenken endlich, fast am Ende derselben, in das geöffnete Gitterthor der Vigna Medici.

Aus dem geschmackvollen Häuschen aber, das gleich an der Straße am Abhange des Weinbergs gelegen war, trat den Ankömmlingen Professor Wagenknecht mit zwei andern Herren entgegen.

Die Herren helfen den Damen aussteigen, tausend Complimente aller Art werden gewechselt, die beiden Begleiter des Professors sind Allen bekannt, auch wir kennen wenigstens den Aeltern von Beiden, es ist der

Pater Krotoschin, erster Assistent des Pater Generals der Jesuiten, wir haben ihn kennen gelernt bei der Ankunft des Pater Henricus in Rom.

„Wollen Sie mir folgen, Signora's?“ lud der jüngere Jesuit, dessen geistreiches Auge eine Weile auf dem blassen Fräulein von Drobenstein geruht, die Gesellschaft ein.

Er nahm den Arm der jungen Dame und schritt voran, ihm folgte der General von Storkow mit der Generalin von Drobenstein, dann kam die Frau Landräthin mit ihrem Cicisbeo, dem römischen Abbé, dann der Pater Krotoschin mit Fräulein Mathilde, an welche sich der Professor Wagenknecht anschloß. Der edle Freiherr von Aßmann schritt mit seiner ältern Tochter, von den Uebrigen sichtlich geringgeschätzt und mißachtet hinterdrein.

„Vater,“ flüsterte Therese, „man hat hier etwas vor mit uns, nehmen Sie sich zusammen, fassen Sie Muth.“ —

Der arme Mann sah seine Tochter fragend an.

„Ich weiß nichts,“ fuhr diese fort, „aber ich fühle, daß ich einem verhängnißvollen Moment entgegengehe, nehmen Sie sich zusammen, lieber Vater, die Mutter wird sich und uns unglücklich machen!“

„Ich wollte, ich wäre in Berlin, Therese!“ seufzte der Freiherr.

„Ich auch; aber wenn Sie fest sind Vater, so ist noch nichts verloren!“ entgegnete die Tochter.

Der Landrath zuckte die Achseln.

Jetzt war der Weg, der zwischen den mit **lilium martagon** und **bellis perennis** eingefaßten Rabatten den Berg aufwärts führte, zurückgelegt, man trat ein in einen dichten Weinlaubengang, aus welchem die Gesellschaft eine angenehme Kühle anwehte. Von dieser prächtigen Weinlaube aus führten dichte, schattige Laubgänge, alle von Weinreben gebildet, hinauf nach der Spitze des Weinberges, rechts und links nach allen Seiten der Vigna hin. Der rohe Tisch, der in der Mitte des grünen Gewölbes stand, war unter einem feinen Tafeltuch versteckt und mit feinen Speisen reichlich besetzt.

Professor Wagenknecht zog eine Glocke, die unter Weinblättern hing und lud dann die Gesellschaft ein Platz zu nehmen. Man folgte dieser Einladung um so lieber, je müder und je erhitzter die Mittagssonne und der steile Weg bergauf die Gäste gemacht hatten.

Alsbald erschienen zwei junge Burschen und zwei frische Dirnen in der Tracht der Campagna und tru=

gen Weinflaschen herbei in steinernen Kühlkübeln, sie entkorkten die Flaschen und schenkten ein ringsherum, die Burschen den Damen, die Mädchen den Herren; ein lautes munteres Gespräch brachten die Geister des Weins bald in Gang, nur Herr von Aßmann und seine Tochter Therese schwiegen, man hatte sie beide an das unterste Ende des Tisches verwiesen und bekümmerte sich wenig um sie, was den Landrath, der ein wenig eitel auf seinen alten Reichsfreiherrnstand war, sehr verdroß und ihn in eine Stimmung brachte, über die Therese, die ihren Vater durch und durch kannte, sehr erfreut war.

Der Freiherr von Aßmann liebte seine Tochter Therese, d. h. auf seine Art und wenn er auch nicht wagte seiner Gemahlin zu widersprechen, so mißbilligte er doch innerlich vollständig das Betragen der Landräthin gegen seine Tochter; der Freiherr von Aßmann war ursprünglich ein ehrenhafter Mann, er hielt etwas auf sein Edelmannswort und wenn er auch seiner Gemahlin nicht entgegentrat, so war er doch fest entschlossen, sein, dem Referendarius von Linckhaus gegebenes, Wort zu halten; der Freiherr von Aßmann hatte im Grunde einen ziemlich freien Blick und er wurde nur oft betrogen weil es ihm zu langweilig war, zu for-

schen; allerdings hatte er seine ganze Selbstständigkeit an seine Frau verloren, aber eigentlich nur aus langer Weile, es langweilte ihn seiner Frau zu opponiren, es langweilte ihn eigentlich schon mit ihr zu reden, er gehorchte ihr, weil er dachte gehorchen, oder nicht gehorchen, gleichviel, Langeweile hier und dort. Der Freiherr von Aßmann war durchaus nicht eifersüchtig auf seine Frau, denn er liebte sie längst nicht mehr und so lange die Landräthin die dehors respectirte, achtete er nicht auf ihr Betragen, aber hier in Rom war denn doch selbst ihm das schaamlose Betragen seiner Frau jungen Männern gegenüber aufgefallen; der gehorsame Mann langweilte sich so, daß es bei seinem Charakter sehr möglich war, daß er mit dem Ungehorsam eine Probe machen würde; hier war der Punkt, wo sich Frau von Aßmann über ihren Gemahl gänzlich täuschte. Sie glaubte ihm durch ihren Charakter zu imponiren, sie glaubte ihren Mann nicht widerstandsfähig, aber er war widerstandsfähig und sie wußte nicht, daß er ihr nur aus Langerweile gehorchte.

Heute, hier bei diesem Mittagsmahle fand sich der Freiherr in seiner Würde als solcher gekränkt, er ärgerte sich und trank mehr Wein, als gewöhnlich, das war Theresen ganz recht, ein inneres Gefühl sagte ihr,

daß der heutige Tag ein folgenreicher für sie sein werde und sie glaubte sich hier ganz ohne Schutz, den sehr problematischen ihres Vaters ausgenommen, deßhalb war ihr die durch den Wein erhöhte Stimmung des Freiherrn angenehm.

In einem Moment, wo die ganze Gesellschaft mit sich beschäftigt gar nicht auf Vater und Tochter achtete, ließ der Bursche, der des Freiherrn Glas wieder füllen wollte, sehr geschickt ein kleines Blättchen steifes Papier in den Schooß Theresens fallen. Diese verrieth mit keiner Miene, was geschehen, sondern las unbemerkt in französischer Sprache: „Fürchten Sie nichts, liebe Freundin, Sie sind zwar in Gefahr, aber ihr Freund ist nahe!“ Unterzeichnet war dieser Zettel mit den Buchstaben: „de L. et C.“; ohne Mühe konnte Therese nun errathen, daß der Pater de Lusignan et Courtenay, so lautete der volle Familiename des Benedictiners, ihr nahe war; diese Gewißheit gab dem schwerbeängstigten Mädchen die ganze volle Sicherheit zurück.

Man hatte mehrere Stunden bei Tisch gesessen, die Sonne stand schon tief als man den Kaffee nahm und die Tafel aufhob.

Therese stand mit ihrem Vater am Ausgange der Laube, der Professor hatte sich mit Mathilde, gegen die er seit der Zurückweisung seiner Bewerbung, sehr bescheiden und aufmerksam gewesen war, in ein Gespräch vertieft und sie scheinbar absichtslos aus der Laube geführt.

Lachend und scherzend stand die übrige Gesellschaft zusammen, plötzlich fragte die Landräthin: „wo ist denn unser junges Liebespaar hingerathen, der Professor und meine Tochter Mathilde? Ah Sie staunen," setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu: „freut mich, Ihnen eine kleine Ueberraschung bereitet zu haben, meine Mathilde ist die verlobte Braut des Professors!"

Jetzt folgten von allen Seiten emphatische Glückwünsche, welche von der Landräthin mit triumphirender Miene aufgenommen wurden. Je größer auf einen Moment der Triumph der Landräthin gewesen war, desto größer war auch ihr Erstaunen, als der Freiherr von Aßmann plötzlich in den Kreis der Glückwünschenden trat und mit trockener Miene sagte: „Ich ersuche Sie, verehrte Anwesende, Ihre Glückwünsche zu sparen, ich als Vater weiß nichts von der wunderbaren Verlobung meiner Tochter, ich glaube meine Frau träumt, denn der Freiherr Hans Aßmann von Abschatz wird

seine Tochter niemals einem Bürgerlichen zur Frau geben!"

„Aßmann!" rief die Landräthin mehr verwundert, als erschreckt.

„Point de scène, mon cher!" flüsterte ihm die Generalin zu.

„Was haben Sie, Landräth'chen?" fragte der General Storkow staunend.

„Margareth," entgegnete der Landrath sich an seine Frau wendend, „Du hast Dich blamirt, ich kann nichts dafür, hättest Du mich vorher gefragt, so würde ich Dir gesagt haben, daß es mit dem Professor und Mathilden nichts werden kann, jetzt kein Wort mehr davon, die Sache ist abgethan!"

Die Landräthin war sprachlos vor Erstaunen, auch Therese wunderte sich über den Muth und die Sicherheit, die ihr Vater zeigte, die Gesellschaft war versteinert.

„Aßmann," begann jetzt die Dame mit stockender Stimme und zornrothen Wangen, „Aßmann, Du wirst Dich besinnen, der Professor ist Dein alter Universitätsfreund —"

„Aber nicht von Adel," entgegnete der Landrath, „er bekommt meine Tochter nie, dabei bleibt es!" Der

Freiherr drehte sich herum und ging zu Therese, zu welcher er ganz laut sagte: „begreifst Du das Therese? begreifst Du wie Deine Mutter Mathilden verloben kann ohne mich zu fragen, ich habe mir viel, zu viel gefallen lassen, aber das ist mir denn doch zu toll!"

Die Landräthin zitterte vor Wuth, die Jesuiten gaben sich viele Mühe sie zu beruhigen, als durch einen lauten Hülferuf von den Gipfeln der Vigna her plötzlich die Aufmerksamkeit Aller von der Landräthin abgelenkt wurde.

„Das ist die Stimme des Professors!" rief der General von Storkow und eben wollte sich der Abbate mit einem der Jesuiten aufmachen, um nach dem proclamirten Brautpaare zu sehen, als der Winzer, der unten das Weinbergshäuschen bewohnte, athemlos den Gang heraufkam und zu dem Pater Krotoschin sagte: „Hochwürdigster Herr, mein gnädigster Herr der Principe hat sich eben mit einer Gesellschaft ansagen lassen, sie werden gleich hier sein und obgleich er mir erlaubt hat, zu meinem Besten Gesellschaften hier einzulassen, so hat er es doch nicht gern, wenn er gestört wird, ich bitte Sie, bleiben Sie hier, er begiebt sich gewöhnlich in das Piniengehölz dort oben!"

„Gut," entgegnete Pater Krotoschin und der Winzer entfernte sich so schnell als er gekommen. Die Jesuiten flüsterten mit verlegenen Mienen eine Weile, dann sagte Pater Krotoschin: „Das ist unangenehm, meine Damen, doch vielleicht verläßt der Besitzer die Vigna bald, zu Fuß können wir nicht gehen und auf die Wagen müssen wir bis zur Nacht warten."

„Wer ist der Besitzer der Vigna?" fragte die Generalin Drobenstein.

„Orso Antonio, Principe di Monfalcone, ein junger, eleganter Edelmann!" antwortete der jüngere Jesuit.

„Er hat die Vigna erst im vorigen Sommer gekauft!" setzte Pater Krotoschin hinzu.

Verstimmt schwiegen Alle. Die Jesuiten sprachen heimlich miteinander, sie erschienen bestürzter und verlegener, als sie hätten sein dürfen, sie waren ja hier mit Erlaubniß des Winzers, der von seinem Herrn autorisirt war zur Vermiethung der Vigna an Gesellschaften.

Der Fürst mußte näher kommen, denn die Stimmen der Redenden wurden immer vernehmlicher und die Jesuiten immer unruhiger, obgleich sie jetzt Beide, vermuthlich um ihre Verlegenheit zu verbergen, ein Ge-

spräch in Gang zu bringen suchten, was indeß durchaus keinen Anklang fand.

Der Professor und Mathilde waren gänzlich vergessen.

Therese hatte schon lange auf die sich nähernden Stimmen gelauscht, plötzlich überzog ein feines Roth ihr weißes Gesichtchen, „ich bin gerettet,“ murmelte sie leise und faßte die Hand ihres Vaters, der in Gedanken versunken zu sein schien.

Die Stimmen der Redenden klangen jetzt von Oben herab, der Fürst kam von dem Gipfel der Vigna.

„Heilige Jungfrau!“ tönte jetzt eine sonore Stimme, „Orf' Anton, was ist das? hier liegt ein todter Mensch!“

Der ganzen Gesellschaft waren diese Worte vernehmlich, bleiches Entsetzen malte sich auf allen Gesichtern, oben wurde heftig und laut unter einander gesprochen, der Fürst schickte einen Diener nach dem Winzer.

„Ich kenne ihn Orf' Anton,“ sagte oben die nämliche Stimme wieder, „es ist ein deutscher Professor, ich habe ihn bei einer deutschen Familie einige Male gesehen.“

„Der Pater von Lusignan!“ flüsterte die Landräthin dem Jesuiten zu, dieser nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Er ist nicht todt, Orſ' Anton," begann der Benedictiner wieder, der wahrſcheinlich den Profeſſor unterſucht hatte; „er iſt durch einen Fauſtſchlag betäubt, da ſieh — laß ihn hinunter tragen!"

Der Fürſt ſchien einen Befehl gegeben zu haben und wenige Minuten ſpäter traten zwei Diener in die Laube, die den ſchwer athmenden Profeſſor trugen; ſie ſchienen verwundert über die hier verſammelte Geſellſchaft.

„Laßt den Herrn hier nieder!" befahl der General von Drobenſtein, der ſich gefaßt hatte, „er gehört zu unſerer Geſellſchaft."

Die Bedienten zögerten und in dieſem Augenblick trat der Fürſt Orſo Antonio, ein ſtattlicher eleganter Mann, am Arme des Paters von Luſignan, gefolgt von einigen Edelleuten und Dienern unter das Laubdach.

Schweigend muſterte der Fürſt die Geſellſchaft, dann ſagte er kalt, aber höflich: „darf ich vielleicht fragen, wem ich die unvermuthete Ehre ſo zahlreichen Beſuches auf meiner Vigna zu danken habe?"

„Mir Monſignore," erwiederte der Pater Aſſiſtent vortretend, „Ihr Winzer geſtattete uns, hoffentlich mit Ihrer Erlaubniß, hier den ſchönen Tag zu genießen!"

„Sie sind von der Gesellschaft Jesu, Herr Pater!“ fuhr der Fürst mit einer leichten Verbeugung fort, „können Sie mir vielleicht sagen, was das bedeutet, wir fanden einen ohnmächtigen Mann —“

„Ah!“ unterbrach der Pater von Lusignan jetzt die Rede des Fürsten, „Ors' Anton, hier ist meine schöne deutsche Freundin Donna Teresa“ — er führte jetzt Therese zu dem Fürsten und sagte präsentirend: „hier Donna Teresa stelle ich Ihnen meinen Vetter, den Fürsten Monfalcone vor, der sich seit längerer Zeit nach Ihrer Bekanntschaft sehnt.“

Mit sichtlichem Interesse begann jetzt der Fürst Theresen zu betrachten und ließ sich von ihr die ganze Gesellschaft vorstellen und Alles schien ein gutes Ende nehmen zu wollen, als Professor Wagenknecht, der auf einer Bank lag, sich plötzlich aufrichtete und einen lauten Schrei ausstieß, Alle sahen auf den Mann, der sich mit der knöchernen Hand über die Stirn fuhr und dann mit wiederkehrendem Bewußtsein fragte: „wo ist Mathilde?“

„Herr Gott, Mathilde, meine Tochter!“ rief jetzt auch die Landräthin mit mehr Affectation als Gefühl.

„Wie ist das, was heißt das, ihre Tochter?“ fragte

der Fürst bald den Professor, bald die Landräthin anblickend.

„Ich ging," nahm der Professor hastig das Wort, „mit meiner Braut Mathilde von Aßmann spazieren, plötzlich springen drei Kerle aus einem Dickigt und ergreifen meine Braut, ich setze mich zur Wehre und sehe mich durch einen gewaltigen Faustschlag niedergeworfen — wo ist sie nun? setzt den Räubern nach!"

Der Benedictiner schüttelte ernst den Kopf.

„Jungfrauenraub!" sprach der Fürst, „Jungfrauenraub am hellen Tage noch innerhalb der Thore der Stadt, das ist eine beinahe unerhörte Sache, der Winzer muß davon wissen, ich werde ihn verhören!"

„Der Winzer ist ganz unschuldig, Monsignore, gewiß!" fiel der jüngere Jesuit dem Fürsten ins Wort.

„Wissen Sie das so genau?" fragte der junge Fürst ernst und mit forschendem Blick," woher kennen sie meinen Winzer so genau, mein Pater?"

„Er ist mein Beichtsohn!"

„Hm! so!"

„Ich werde dem Barighello sogleich Nachricht zukommen lassen und morgen früh mit dem Herrn Gouverneur selbst reden, etwas anders wüßte ich nicht zu thun," sprach der Pater von Lusignan nachdenklich.

Der Fürst pflichtete dem Benedictiner bei und hatte, ehe einer der Jesuiten dazwischen treten konnte, die Familie Aßmann engagirt, sich seiner bereitstehenden Wagen zur Heimfahrt zu bedienen.

Der Freiherr Aßmann versprach dem Reste der Gesellschaft ihm sogleich Wagen herauszuschicken und verließ mit seiner Frau und Tochter, dem Benedictiner und dem Fürsten die Vigna Medicis.

Die Landräthin war durch die Ereignisse des Tages so überrascht, so consternirt, daß sie gegen ihre Gewohnheit auf der ganzen Heimfahrt kein Wort redete.

5.

Und nun, sanft angelockt von ihren süßen Blicken,
Dieß holde Weib, das nur die Luftgestalt
Von einem Engel schien, an meine Brust zu drücken,
Zu fühlen, wie ihr Herz in meines überwallt,
Ist's möglich, daß ich vor Entzücken
Nicht gar verging? — Nun komm, und sprich nur kalt,
Es war ein Traum! Wie schal, wie leer und todt ist neben
So einem Traum mein vorig's ganzes Leben!

(Wieland: Oberon.)

Gegen Mittag des folgenden Tages war es, als der Wagen des Fürsten von Monfalcone über die Brücke rasselte, durch welche die **Isola di San Bartolomeo** mit der dreizehnten Region verbunden ist, die Straße nach der **Porta di San Pancrazio** hinauffuhr und endlich durch das geöffnete Gitterthor in den botanischen Garten einfuhr, der dicht an der Kirche **San Pietro in montorio** liegt. Der Wagen hielt am Ausgange einer Allee und der Pater Lusignan stieg aus.

Begleiten wir den gelehrten Priester durch die lange Allee und treten wir mit ihm ein in ein kleines Haus,

dessen Thür sich auf sein Klopfen geräuschlos öffnet. Der Benedictiner sieht sich in dem einfachen, aber mit den seltensten Blumen geschmückten, Gemach zu ebner Erde sehr verlegen von einem schönen jungen Manne empfangen, in dem wir ohne Mühe jenen Mönch wiedererkennen, der bei dem Blumenfeste zu Genzano auf so eigenthümliche Weise mit Mathilde von Aßmann bekannt wurde.

Der Benedictiner stand schweigend, den ernsten Blick seiner großen Augen auf dem jungen Mann ruhen lassend — der Mönch wurde bald blaß, bald roth und sprach kein Wort.

„Ist das recht, Riario?" fragte Lusignan endlich und es lag mehr Schmerz und Kummer, als Zorn im Ton seiner Stimme.

„Mein Vater!" stammelte der junge Mann.

„Ja, weil Du weißt, daß ich Dein Vater bin, hast Du Dir ein so Ungeheures erlaubt, Du hast mich tief betrübt, Riario, wo ist die Signora?"

Der junge Mann zeigte mit einer bittenden Geberde nach Oben.

„Wie kannst Du es wagen," fuhr der Benedictiner fort, „bedenke das Aufsehen, Du hast Dich und mich in eine sehr schlimme Lage gebracht!"

„Die Liebe, Vater!“ bat der Sohn Lusignan's.

„Liebe? liebtest Du das schöne Mädchen wirklich, so würdest Du Achtung vor ihr gehabt haben, Du bist Ordensgeistlicher, was willst Du mit dem Kinde? mit ihr Deine Gelübde brechen und sie zur —“

„Nicht weiter, Vater,“ rief der junge Mann jetzt, „seid nicht so streng mit mir, auch mein Vater ist ein Ordensgeistlicher und gewiß habt Ihr meine Mutter geliebt?“ —

Der Benedictiner trat bei diesen Worten seines Sohnes einen Schritt zurück, fuhr ein Paar Mal rasch mit der umgekehrten Hand über die Stirn und sprach dann ruhig: „ich will Dich nicht eines Mangels an Ehrerbietung gegen Deinen Vater beschuldigen, Riario, ich weiß es, daß Du mich liebst, ich weiß, daß Dein heißes Blut allein, Deine Sinnlichkeit Dich zum Jungfrauenraube verführt hat —“

„Jungfrauenraub? Vater!“ fragte der schöne Jüngling keck, indem er sich seinem Vater näherte, „geht hinauf, fragt den süßen, weißen Engel, fragt ihn, ob ich ihn hier zurückhalte? nein, freiwillig ist mir Mathilde gefolgt, Zwang leidet sie nur, wenn man sie von mir trennt.“

Die Augen des jungen Geistlichen leuchteten stolz, sein Auge flammte, seine ganze Gestalt hob sich, er war das Bild eines griechischen Götterjünglings in dieser Aufregung; mit dem milden Blick der Vaterfreude, der Vaterliebe ruhten die Augen des Benedictiners auf dem Sohn, doch bald wurde der gewandte Mann seiner Stimmung Herr: „Riario," fragte er, „wirst Du mir meine Fragen aufrichtig beantworten?"

„Fragt, mein Vater, Ihr wißt, daß ich nie lüge!"

„Sahest Du Mathilden seit dem Blumenfest in Genzano, wo Du auf ganz eigenthümliche Weise meine Aufträge besorgtest?"

„Ja, mein Vater, zweimal wußte ich zu ihr zu dringen, zweimal schmolzen unsere Seelen zusammen im Feuer des Kusses, zweimal bebte ihre Huldgestalt in meinen Armen, zweimal träumte ich im Himmel zu sein, als ich in ihrer Nähe war, der Traum war kurz —"

„Und das Leben ist lang," fiel der gelehrte Mann seinem Sohne ins Wort, „was gedenkst Du zu thun?"

„Gelübde lassen sich lösen und mein Vater ist ein mächtiger Mann!" antwortete der Jüngling fest.

„Glaubst Du, daß der stolze, deutsche Freiherr seine Tochter dem Bastard eines Priesters geben würde?"

Helles Roth schoß in das edle Gesicht Riario's. „Mein Vater," rief er stolz, „ist ein Sohn der Lusignan und der Courtenay, Einer aus dem Geschlechte, dessen Ahnen Kronen getragen haben, meine Mutter war eine römische Fürstin, wie man sagt, mein Blut ist edler als das eines deutschen Freiherrn?"

Der Benedictiner sann eine ziemliche Weile, dann sagte er plötzlich: „gieb mir Dein Wort, Riario, daß Du Dich ohne zu fragen allen meinen Befehlen unterwerfen willst, gieb mir Dein Wort und Du sollst der Gemahl Mathildens von Aßmann werden!"

„Um diesen Preis Alles!" rief Riario, „ich gebe Dir mein Wort, ich will nicht fragen, sondern schweigend gehorchen!"

„Wohl, mein Sohn, ich will Dich glücklich sehen, Du verläßt in diesem Augenblick ohne von Mathilde Abschied zu nehmen dieses Haus, ich will sie schon beruhigen —"

Riario machte eine leidenschaftliche Bewegung.

„Hältst Du so Dein Wort?" fragte der Benedictiner wieder, „geh, Riario, mein Sohn, geh nach dem Vatican zu Don Pasquale, den Du kennst und bitte ihn, Dir ein Abbatekleid zu besorgen, eine Stunde vor Mitternacht erwarte mich an der Ostseite der Bastion

Pauls III., geh, der Wagen Orſ' Anton's ſteht in der Allee, nimm ihn, ich werde mit Mathilden reden!"

„Noch eins, mein Vater —" ſtammelte Riario zögernd.

„Nichts, ſchweige und gehorche!" entgegnete Luſignan abwehrend.

„Vater ſeid mild mit ihr, bedenkt ſie iſt eine Traumgeſtalt, eine zarte Blume, die der Hauch eines rauhen Wortes knicken kann!"

„Geh, verliebter Thor!" befahl der Vater jetzt und zeigte dem Sohne die Thür, dieſer entfernte ſich endlich ſeufzend mit langſamen Schritten.

Luſignan ſtieg ſtill lächelnd die leichte Acajouholztreppe hinauf ins obere Stockwerk, wohin Riario Mathilden von Aßmann in Sicherheit gebracht hatte.

Die zahlloſen Glocken und Glöckchen der ungeheuren Roma kündigten mit vierundzwanzig Schlägen die Mitternachtſtunde an, ſchon ſeit geraumer Zeit lehnte der junge Riario an einer Mauer der ſtarken Baſtion, die Papſt Paul III. am Aventino hatte anlegen laſſen. Furcht und Zweifel, Hoffnung und Muthloſigkeit bemächtigten ſich wechſelsweiſe der Bruſt des Jünglings, aber der feurige, raſche Riario, wie vielleicht kein andrer Mann geneigt, ſich ſelbſtthätig zu helfen, hatte den-

noch ein so festes Vertrauen zu der bessern Einsicht und dem guten Willen seines Vaters, daß er nicht gewagt hatte, im Laufe des Tages nach dem botanischen Garten zurückzukehren, obgleich ihm das wenigstens nicht ausdrücklich untersagt war.

Der Benedictiner hatte über seinen Sohn dieselbe Gewalt, die er über alle diejenigen hatte, mit denen er in Berührung kam; seine gewaltige Geisteskraft, von reichen Erfahrungen und tiefer Kenntniß unterstützt, bezwang unwiderstehlich alle Geister, mit denen er in Berührung kam, aber sein überall sichtbares Wohlwollen söhnte die besiegten Geister mit dem Siegenden aus und befestigte dessen Herrschaft. Der Pater von Lusignan beherrschte seine Umgebungen, seine Umgebungen im weitesten Sinne des Wortes, aber seine Herrschaft war keine drückende, sie war eine Keinem fühlbare.

Der Nachtwind strich ziemlich kalt an der alten Bastion hin, Riario fühlte ihn nicht, Wolken jagten an dem Mond vorüber, Riario sah es nicht, schien doch in seiner Brust hinein mit wärmendem und leuchtendem Strahl die Sonne der Liebe, die ewig ist, bis — sie auslischt, die der Liebende für ewig hält, weil sie einige Nächte überdauert.

Jetzt näherten sich Schritte von der Vigna Maccarani her, Riario lauschte mit ängstlicher Spannung, aber er rührte sich nicht und blieb gedeckt von dem Schatten der Bastion. Dicht an ihm gingen zwei Männer vorüber, die ihr eifriges Gespräch ziemlich laut führten, da sie sich in diesem abgelegenen, fast wüsten Theile der ewigen Stadt ganz unbeachtet wähnten.

„Weßhalb habt Ihr mich hierher beschieden, Pater Henrico,“ fragte eine dumpfe, hohle Stimme, „Ihr wißt es, daß ich die Bastion des dritten Paul gern vermeide, dort drüben vergoß ich das erste Blut!“

„Hatte es vergessen Meister Cola, überdem habe ich Euch ja längst absolvirt,“ antwortete der uns wohlbekannte Pater Henricus leicht.

„Hilft all' nichts, mein Messer ist vielmal naß geworden seitdem, aber hab' mir nichts d'raus gemacht, um das Mädchen da — saht Ihr nichts, Pater?“

„Ihr seht Gespenster, Meister, macht doch nicht so viel Redens um das Weibsbild, war ja eine Ketzerin!“

„Es sei, was wollt Ihr jetzt von mir? konntet Ihr mich nicht an einen andern Ort bestellen?“

Pater Henricus flüsterte jetzt seinem Begleiter einige leise Worte in's Ohr, dieser aber fuhr entsetzt

zurück und rief ganz laut: „einen Priester, Ihr ras't Pater!"

„Willst Du nicht, so geh ich zur Spitzmaus!" antwortete Pater Henricus anscheinend gleichgültig.

„Zum Teufel mit dieser Spitzmaus, sie hat keine Ehre und kein Gewissen, was die Spitzmaus kann, kann ich auch!" entgegnete Meister Cola heftig.

„Gut, darum kam ich zu Dir, ich habe gern mit Dir zu thun, denn man kann sich auf Dein Wort verlassen!"

„Ich bin ein römischer Patricier, Pater, die Savelli sind ein uraltes, edles Fürstenhaus!"

„Laßt's gut sein Meister Cola," scherzte der Pater, „habt's mir oft genug erzählt, daß ein Savelli Euer Vater und ein schönes Trasteveriner Fischermädchen Eure Mutter, der Preis ist doch der alte!"

„Nein Pater, bedenkt die Gefahr, ein Priester, ich muß auf dem doppelten bestehen!"

„Ich handle nicht, es sei, bediene uns gut, acht Tage hast Du Zeit —"

„Die Zeit ist kurz," begann der Bandit nachdenklich, indem er seinen Hut abnahm und sich in den Haaren kratzte, „habt Ihr etwas Draufgeld bei Euch, Pater?"

„Hier ist meine Börse, es sind hundert Scudi wohlgezählt drin!“

Gierig griff Meister Cola nach der Börse des Jesuiten.

„Das in Gold gefaßte Medaillon, was er am Halse trägt, kaufe ich Euch ab, Meister Cola, Ihr sollt selbst den Preis dafür bestimmen; Papiere, die Ihr etwa finden solltet, bringt Ihr mir natürlich, da sie für Euch doch von keinem Nutzen sein könnten!“

„Gut, Ihr sollt zufrieden sein, Pater, wo finde ich Euch?“

„Da Euch dieser hübsche Platz entschieden mißfällt, Meister Cola,“ entgegnete der Priester um sich blickend, „so werft an dem Tage, wo Ihr mich sprechen wollt, einen Zettel, einfach mit meinem Namen bezeichnet, in den Briefkasten unseres Noviziats und findet mich dann um Mitternacht an den Trümmern der Brücke di San Spirito.“

Der Bandit nickte und entfernte sich mit einem kurzen Gruß von der, ihm unangenehmen, Bastion, indem er hastig dem Arco di San Lazzaro zuschritt, während Pater Henricus langsam nach der Vigna Maccarani zurückging.

Aufmerksam hatte Riario gelauscht, er hatte kein Wort verloren und war er gleich nicht durchaus eingeweiht in die Intriguen, die in einer großen Stadt, namentlich aber in einer geistlichen Stadt, in einem geistlichen Staat, nimmer fehlen werden, so war er doch in Etwas mit den Verhältnissen der Welt bekannt, in der sein Vater eine so bedeutende Rolle spielte. Einiges in dem Gespräche der beiden Männer ließ ihn ahnen, daß es von Wichtigkeit für seinen Vater sein könne, ja, er war beinahe überzeugt, daß sein Vater der Priester sei, zu dessen Mord der berüchtigte Bandit Roms gedungen; sein Vater trug ein goldenes Medaillon am Halse, das wußte Riario; Lusignans Tod wäre ein großer Vortheil für den Orden der Jesuiten gewesen, denn Lusignan war der eigentliche Leiter der antijesuitischen Partei im heiligen Collegium, im Kirchenstaat, das wußte Riario und Pater Henricus war Jesuit. Riario hatte ihn vor wenigen Tagen als Beichtvater des Cardinals Spinola kennen gelernt, er hatte gehört, daß man dem Einflusse des neuen Beichtvaters den öffentlichen, ärgerlichen Zank beimaß, den der Cardinal Prodatarius mit dem Cardinalstaatssecretair Lambruschini angefangen hatte. Das Alles hatte Riario vollständig Zeit zu überlegen, denn eine Stunde beinahe

verging noch, ehe der Pater von Lusignan erschien endlich kam er von dem Arco di San Lazzaro her, der Fürst Orſ' Anton aber begleitete ihn.

„Du hast warten müssen, mein Sohn," entschuldigte sich der Benedictiner, „wir wären zur rechten Zeit hier gewesen, aber eine sehr unvermuthete Begegnung und ein ziemlich wichtiges Gespräch hielt uns auf!"

„Wir sprachen mit dem Könige der Banditen in Rom, Riario!" setzte der Fürst Orſ' Anton hinzu.

„Wirklich?" entgegnete Riario eifrig, „er wurde hier in meiner Gegenwart von einem Jesuiten zum Priestermord gedungen!"

„Der Priester bin ich, mein Sohn," sagte Lusignan einfach, „mein getreuer Meister Cola freute sich ungemein, daß er die Jesuiten um hundert Scudi geprellt habe, Orſ' Antonio schenkte ihm noch hundert dazu!"

Jetzt erkannte Riario, daß er nicht nöthig habe, sich um seines Vaters Sicherheit zu beunruhigen, er folgte ruhig am Arme des jungen Fürsten dem voranschreitenden Benedictiner, der den Weg direct nach dem Ufer des Tiber einschlug. Keiner der drei sprach ein Wort.

Als man am Ufer des Flusses angekommen war, klatschte Lusignan dreimal in die Hände und einige Augenblicke später kam ein Kahn zum Vorschein, den ein einziger Mann regierte, die drei Männer traten hinein, helles Mondlicht lag auf den ruhigen Wassern. Riario nahm auf einen Wink seines Vaters Platz auf einem schmalen Bret, welches quer über den Kahn gelegt war und ließ sich von dem Fürsten Orſ' Anton ruhig die Augen verbinden; er fühlte nur an dem Ruck, daß der Schiffer abstieß, dann schloß er, weil er keine Ruderschläge vernahm und die Bewegung des Kahns dennoch eine sehr geschwinde war, daß er den Tiberstrom hinabgeführt werde. Tiefes Schweigen herrschte und schweigend geleitete der Vater den Sohn auch wieder aus dem Kahn, da dieser nach etwa zehn Minuten an einer Treppe landete. Riario stieg steinerne Treppenstufen aufwärts, dann fühlte er Sand unter seinen Tritten knistern und das Rauschen von Zweigen, sowie Blüthen- und Blumenduft sagten ihm, daß er sich in einem Garten befinde. Endlich ging es wieder einige Stufen hinauf, eine Thür wurde leise geöffnet und hinter den Eingetretenen wieder geschlossen.

„Nehmt das Tuch ab, lieber Riario, wir sind zur Stelle!“ sprach der Fürst von Monfalcone.

Der Jüngling nahm das Tuch ab und sah sich mit Orso Antonio allein in einem mäßig erleuchteten, ziemlich großen Gartenzimmer.

„Wißt Ihr, Monsignore, was ich hier soll?“ fragte Riario.

„Pst, mein Lieber, Ihr habt versprochen nicht zu fragen und ich habe versprochen nicht zu antworten!“

Riario schüttelte unmuthig mit dem Kopfe und dachte an das geliebte, deutsche Mädchen, der Fürst ging ruhig im Zimmer auf und ab. Endlich öffnete sich die Thür und eine hohe Frau in deren Gesicht das Alter die Spuren ehemaliger Schönheit noch nicht zu verwischen vermocht hatte, trat am Arme Lusignan's in's Gemach; die Dame blieb einen Schritt vor dem erstaunten Riario stehen und betrachtete ihn mit ihren großen, schwarzen Augen eine Weile, plötzlich füllten sich diese großen, schwarzen Augen mit Thränen, eine fliegende Röthe und das mächtige Wogen der Brust verrieth die innere Aufregung der Dame, zweimal bewegten sich ihre Lippen, plötzlich streckte sie ihre Arme nach dem Jüngling aus und flüsterte mit fast versagender Stimme: „Riario!“

„Meine Mutter!“ schrie Riario rasch begreifend und in die off'nen Arme seiner Mutter sinkend.

„Riario, mein Sohn, mein Kind!"

Der Pater von Lusignan stand an der Glasthür, die in den Garten führte und trommelte heftig auf die Scheiben, um der mächtigen Aufregung Herr zu werden, die ihn bestürmte.

Der Fürst von Monfalcone war mit nassen Augen ein Zeuge dieser Erkennungsscene.

„Riario, mein Sohn, mein lieber Sohn, Du willst kein Priester sein, bleib ein Mensch, mein Kind, liebe die Menschen, ein Priester ist immer unglücklich, wenn er liebt!"

So sprach die Mutter eifrig und ihre Thränen netzten des Sohnes Antlitz.

„Livia!" sagte der Benedictiner und drehte sich vom Fenster um; ein leiser Vorwurf klang in seinem Wort, eine leise Klage sprach aus dem Blick, den er auf seinen Sohn und dessen Mutter warf.

Donna Livia streckte ihm die weiße Hand entgegen und fuhr in ihrer Aufregung fort: „was tadelst Du mich, Lusignan? hab' ich nicht recht? sag! Du weißt, welchen unendlichen Jammer Dein Priesterstand über uns gebracht hat!"

Der Pater von Lusignan drückte die Hand der hohen, schönen Frau; die Aeltern Riario's blickten sich

eine Weile schweigend an, eine Gluth der heißesten, leidenschaftlichsten Liebe flammte noch jetzt aus den Augen Beider, aber sie wurde gemildert durch den elegischen Zug einer tiefen Traurigkeit, einer Resignation, die, von den Verhältnissen ihnen aufgezwungen, ganz gegen das Wesen Beider war.

„Die Natur bäumt sich gegen diese heuchlerischen Priestergelübde, arme Schwester! armer Lusignan!“ zürnte der Fürst Orso Antonio, das Zimmer mit immer längern und heftigern Schritten messend und von Zeit zu Zeit einen halb grimmigen, halb traurigen Blick auf die in einander versunkene Drei werfend.

„Riario,“ nahm jetzt der Pater von Lusignan ernst das Wort, „Du sollst fort von Rom, Du sollst das Mädchen haben das Du liebst, Deine Mutter aber wollte ihren Sohn sehen, bevor sie sich von ihm trennte vielleicht für immer und auch Du solltest Deine Mutter sehen. Du sollst den Jammer nicht erleben, den wir erlebt haben, Dein priesterlich Gelübde soll das Unheil nicht über ein zweites schönes, weibliches Wesen bringen, das mein Gelübde über Deine Mutter gebracht hat. Armer Riario, Du darfst nimmer den Namen Deiner Mutter erfahren, ich darf Dich niemals den Leuten zeigen und

mit Vaterstolz sprechen: seht, das ist mein Sohn! Deine Kinder sollen diesen Fluch nicht tragen, Du sollst glücklich sein und Dich Deiner Kinder freuen dürfen. Man sagt, ich sei ein mächtiger Mann in Rom und man irrt sich nicht, vor wenig Tagen noch wollte ich diese meine Macht dazu verwenden, auch Dich groß und mächtig zu machen, Du solltest ein Pfeiler der Kirche werden, eine Stütze der Meinungen, die ich zum Heil der Kirche verfechte, ich hatte Großes mit Dir vor, aber ich entsage, der Priester muß immer entsagen, allen diesen Plänen, Du sollst lieber ein glücklicher Mensch werden, als ein mächtiger Priester."

„Ja, Riario," fuhr Donna Livia fort, „Deine Gelübde wird der heilige Vater lösen, ich kenne einen Platz heimlich und still in grünen Bergen gelegen, da steht eine weiße Villa, drüber wölbt sich der blaue Himmel und das tyrrhener Meer spritzt seinen weißen Schaum bis an die Marmorstufen, da sollst Du glücklich sein Riario mit Deiner Mathilde, da wo ich so unaussprechlich glücklich war wenige Wochen mit Deinem Vater, um so lange unglücklich zu sein, dort wo Deine Wiege stand, mein Sohn, dort sollst Du wohnen und glücklich sein."

„Mein Vater, meine Mutter!" stammelte Riario,

der, von bisher ihm ganz unbekannten Gefühlen mächtig bewegt, an der Brust seiner Mutter seiner Leidenschaft für die kleine Mathilde beinahe vergaß.

„Es ist Zeit, Lusignano!“ mahnte Fürst Orso Antonio.

„Ja, ja, es ist Zeit,“ antwortete dieser und küßte heftig die Hand Donna Livia's, „nimm Abschied von Deiner Mutter, mein Sohn!“

„O meine Mutter, soll ich Dich missen, da ich Dich kaum gefunden?“ klagte dieser.

„Geh, geh, mein geliebter Sohn, geh, folge Deinem Vater, Du wirst mich wiedersehen, wenn Du glücklich bist!“

Donna Livia wendete sich ab, um ihre heftige Bewegung zu verbergen, mit überströmenden Augen, mit der weißen Hand den Zurückbleibenden einen Gruß zuwinkend, entfernte sich die Mutter Riario's hastig aus dem Zimmer.

„Mutter, meine Mutter!“ rief der Jüngling, da sich aber die Thür hinter ihr geschlossen, warf er sich laut weinend an die Brust seines Vaters, seine Aufregung machte sich in Thränen Luft.

„Kommt, kommt, wie lange soll's dauern, macht Euch fertig!“ grollte Orso Antonio, der, wie viele

Männer, seine Rührung durch ein rauhes, polterndes Wesen, das ihm sonst gar nicht eigen war, verbergen wollte.

Schweigend legte der Benedictiner die Binde über die nassen Augen seines Sohnes; man kam wieder an den Fluß, niemand sprach ein Wort, lautlos glitt der Kahn den Fluß noch mehr abwärts, da wo man landete bestieg man einen Wagen und als Orso Antonio dem jungen Mann die Binde wieder abnahm, wurden sie eben von der Karabinierwache in der Porta San Paolo angerufen.

„Wir reisen Morgen nach Florenz, mein Sohn,“ sprach der Pater Lusignan, als der Wagen die marmorata hinaufrollte.

6.

Doch hab' ich immer sagen hören, daß
Geberdenspäher und Geschichtenträger
Des Unheils mehr auf dieser Welt gethan,
Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.
Die Mühe, Herr, war zu ersparen, wenn
Sie Dank erwarten . . . . . .

Sie thun sehr wohl, mein Prinz, sich vorzusehen
Mit Menschen — nur mit Unterscheidung. Stoßen
Sie mit dem Heuchler nicht den Freund zurück:
Ich mein' es gut mit Ihnen.

(Schiller.)

In der zweiten Region, nahe dem päpstlichen Residenzschlosse Quirinale, liegt die päpstliche Datarie und in einem Erkerzimmer dieses alten Gebäudes ist es, wo wir den Pater Henricus finden. Als Almosenier und Beichtvater des Cardinals = Prodatarius Spinola bewohnt er diese Zimmer, deren einfaches, fast ärmliches Meublement schwerlich die Orgien ahnen läßt, die hier häufig gefeiert werden, schwerlich an die finstern Pläne erinnert, die hier gefaßt werden.

Pater Henricus ist nicht allein, er sitzt auf einem Stuhl und schaut mit spöttischem Lächeln auf den braven Professor Wagenknecht, der mit verschränkten Armen rastlos und mit unsichern Schritten im Zimmer auf und ab rennt.

„Beruhigen Sie sich doch, mein Bruder!" redet er endlich den sichtlich sehr aufgeregten Berliner an.

„Aber mein Bruder, denken Sie doch, mein liebes, weißes Lamm, meine süße, kleine Mathilde — Sie wissen, wie appetitlich der Bissen ist, ach in der Gewalt welches Wolfes mag er jetzt sein!"

„Mein Gott, wir werden sie schon wiederfinden!"

„Aber lieber, theurer Bruder, bedenken Sie doch, schon acht Tage verflossen, ganzer acht Tage und noch keine Spur von ihr gefunden, hätte ich doch sogleich den Gouverneur benachrichtigt von dem frechen Jungfrauenraube!"

„Mein Bruder," sprach jetzt Pater Henricus ernst, „ich mache Sie nochmals darauf aufmerksam, daß die Unsrigen jetzt durchaus Alles Aufsehen vermeiden müssen, daß man sich also genöthigt sehen würde, Sie und die Familie Aßmann von hier zu entfernen, wenn von unsrer Seite eine Anzeige des Raubes bei dem Gouvernement gemacht würde. Sie sollten sich schämen, mein

Bruder, eines Mädchens wegen so außer sich zu gerathen, Sie wissen mit welchem mächtigen Feinde der Orden es hier zu thun hat. Ich bin überzeugt, trotz Ihrer und der ganzen Gesellschaft Ansicht, selbst gegen die Ansicht des weisen Paters Krotoschin, daß der Benedictiner Lusignan bei der Entführung Mathildens betheiligt ist, und das eben berechtigt mich, ihnen Hoffnung zu geben, denn es muß in diesen Tagen eine Katastrophe eintreten."

Der Professor schien sich wirklich etwas zu beruhigen, er setzte sich neben dem Jesuiten nieder und fragte: „wird der Orden nicht überhaupt mit den Aßmann ein Ende machen, ich fürchte, lieber Bruder, diese Therese wird uns noch einen häßlichen Streich spielen, der Freiherr entfaltet jetzt eine Energie und eine Festigkeit gegen seine Frau, die mich erschreckt —"

„Sein Sie ganz ruhig, mein Bruder," lächelte Henricus, „das macht mir keine Sorge, die trotzige Therese wird noch heute in unserer Gewalt sein, wir haben lange diesen Tag erwartet, heute morgen ist der Pater von Lusignan nach Florenz gereis't, heute ist Therese unsere sichere Beute; ich bin zwar nicht mehr mit diesen Geschichten beauftragt, wie Sie wissen, aber ich interessire mich doch dafür und deßhalb macht mir

ein anderes Moment weit mehr Sorge. Denken Sie, der Rittmeister von Walter und Cronegk mit seiner Frau, der schönen Athalie, ist ganz plötzlich, nachdem er kaum einige Tage in Rom gewesen, wieder abgereis't, diese Abreise kam uns so unvermuthet, daß wir erst den folgenden Tag davon erfuhren, und so wissen wir noch heute nicht, wohin sie gereis't, Erkundigungen führten selbst auf dem Preuß. Gesandtschaftsbüreau zu nichts —"

„Athalie hat doch nicht etwa ihr Kind gefunden?" fiel der Professor ein.

„Es ist gar nicht hier!"

„Das ist doch seltsam!"

„Nun, wenn wir nur die Aßmanns, den Storkow und die Drobensteins haben, so ist die Berliner Geschichte gut genug bezahlt."

„Storkow ist ganz sicher und Drobensteins auch, so bald der alte General, der sehr kränkelt, todt ist."

„Nun für Aßmanns glaube ich jetzt auch stehen zu können!" meinte Pater Henricus.

„Wissen Sie vielleicht, mein Bruder," fragte jetzt der Professor, „was der Orden mit den Drobensteins, überhaupt mit den Berlinern machen wird?"

„Ich denke, ich weiß es, die üppige, liederliche Generalin Drobenstein wird zu den Büßerinnen gesperrt, sie nützt uns nichts, die kleine, hübsche Tochter mit ihrer schwärmerischen Liebe wird eine treffliche barmherzige Schwester, das wird Eindruck machen in Berlin, in Deutschland überhaupt, wenn Damen aus dem besten Adel des Landes diesem Orden beitreten, dessen wir ganz sicher sind. Der General Storkow muß nach Berlin zurück, wir brauchen ihn dort, Mathilde Aßmann kehrt nur als Ihre Frau nach Preußen zurück, Therese Aßmann wird in eines unserer Isolirhäuser eingesperrt, dort wollen wir sie schon mürbe machen, die Landräthin findet einen Platz als dienende Schwester in einem unserer Novizenhäuser, wir wollen ihre Sinnlichkeit dort schon zufrieden stellen und sie soll sich nicht fort sehnen, vielleicht können wir sie auch später zu diesem oder jenem Geschäft verwenden."

„Das kann man," nickte der Professor, „denn sie scheut vor keiner That zurück!"

„Was über den Landrath beschlossen ist, weiß ich noch nicht, wenn uns nur Athalie nicht entgeht, an ihr gedachte ich meine Rache zu kühlen, den tollen, alten Rittmeister hätten wir in irgend einem Hospital sterben lassen."

Während diese beiden Männer, wie Götter, über das Schicksal mehrerer Menschen verfügten und entschieden, begab sich in der Wohnung, die der Freiherr Hans Aßmann von Abschatz an der heiligen Geistpforte gemiethet hatte, etwas, was lediglich die Ansicht des Paters Henricus bewahrheitete.

Der Freiherr Hans Aßmann von Abschatz war am Abend zuvor nicht nach Haus gekommen, und wenn sich auch die Frau Landräthin deß nicht groß grämte, so war doch Therese deßhalb in großer Unruhe, sie hatte in der letzten Zeit einen großen Trost in der immer stärker auflebenden Energie ihres Vaters gefunden. Um dieselbe Stunde nun ungefähr, in der die beiden Jesuiten in dem Erkerzimmer der Datarie saßen, erschien ein Abbate bei der Frau Landräthin, der ihr meldete, der Freiherr, ihr Gemahl, läge, von einem Dolchstoß schwer verwundet, in einem Hause jenseits der Tiber und lasse sie ersuchen, mit Therese zu ihm zu kommen.

Die Landräthin war sogleich dazu bereit, aber eben aus dieser großen Bereitwilligkeit schöpfte Therese Verdacht, sie ließ es dem Abbate merken und begann ihn auszufragen, der Abbate wurde etwas verlegen, doch sagte er geschmeidig:

„Sie thun wohl, Signora, sich vorzusehen in Rom, doch machen Sie einen Unterschied, ich bin Ihr Freund!“

„Sie mein Freund, ich kenne Sie nicht,“ antwortete Therese.

„Aber ich, der Pater von Lusignan hat mir viel von Ihnen gesprochen!“

Therese war durchaus mißtrauisch, der Abbate gefiel ihr nicht, als sich aber die Landräthin auf einen Augenblick umdrehte, reichte ihr der Abbate einen Zettel, er war von ihres Vaters Hand und las:

„Laß mich nicht allein, Therese, ich fürchte mich vor der Mutter!“ Jetzt entschloß sich Therese zu gehen, sie traute dem Abbate nicht, sie ahnte eine Schurkerei, doch nahm sie sogleich Hut und Mantel und fragte nun: „wohin gehen wir? wo ist mein Vater?“

„In der Ripettastraße!“ antwortete der Abbate und ergriff den Arm der Landräthin, um sie hinunter zu führen.

Das Wetter war häßlich und regnerisch und als der Abbate mit den beiden Damen auf die Brücke San Angelo kam, bat ihn die Landräthin, eine Sänfte oder einen Miethwagen zu holen, da sie nicht weiter zu Fuß gehen möge. Therese sagte nichts dazu, doch vermehrte

es ihr Mißtrauen, daß der Abbate sogar schnell mit einem verschlossenen Miethwagen zurückkehrte. Man stieg ein und langsam fuhr der Kutscher die Straße **Tordinona** hinunter, Therese konnte ihre Unruhe nicht ganz verbergen und schaute häufig aus dem Wagenfenster.

Eben als der Wagen über den Nicosiaplatz fuhr und in die Ripettastraße einlenken wollte, wurde dem Kutscher von einer lauten Stimme ein gebieterisches Halt zugerufen und eine Secunde später hielt der Fürst Orso Antonio di Monfalcone zu Pferd am Schlage.

„Sie entschuldigen, Signora!" wendete er sich mit höflicher Begrüßung an die Landräthin, „ich sah Donna Teresa's Gesicht am Wagenfenster und da ich von meinem hochwürdigen Vetter von Lusignan einen Auftrag für beide Damen hatte, so erlaubte ich mir den Kutscher halten zu lassen."

„Bitte, gnädigster Herr!" erwiederte die Landräthin gepreßt, während der Abbate so viel als möglich sein Gesicht vor dem Fürsten zu verbergen suchte.

„Der Pater von Lusignan läßt sich Ihnen empfehlen, Signora, und er hoffe, Ihnen bei seiner Rückkehr von Florenz, wohin er heute gereis't ist, sichere Nachrichten über Donna Mathilde geben zu können, Ihnen

Madonna sendet er diese Zeilen." Der Fürst reichte Theresen einen Brief, aber diese war jetzt durch das Betragen des Abbate so mißtrauisch geworden, daß sie den Brief gar nicht ansah, sondern hastig zu dem Fürsten sagte: „danke Ihnen, mein Fürst, es hat uns ein großes Unglück betroffen, mein Vater liegt von einem Dolchstoß schwer verwundet in der Ripettastraße, wie dieser Herr sagt, der uns dorthin fährt —"

„Dolchstoß, Ripettastraße, Sie erlauben Madonna, das glaub ich nicht, ich kam eben die Ripettastraße herauf und zwar mit dem Barighello, der mir sicher davon gesagt haben würde."

„Es ist noch keine Anzeige gemacht, Monsignor!" sprach jetzt der Abbate und wie es Theresen schien, mit verstellter Stimme.

„Lassen wir Deinen Vater nicht länger warten, Therese," sagte die Landräthin mit Ansehen und der Abbate gab dem Kutscher ein Zeichen fortzufahren.

„Ich werde mich heute Abend nach dem Befinden des Barone erkundigen!" rief der Fürst und sprengte grüßend davon, kaum aber hatte der Wagen den Nicosiaplatz verlassen und war in die **Strada di Ripetta** eingelenkt, so herrschte der Fürst seinen Reitknecht zu: „eile Peppo, fort, dem Wagen nach, sieh' in welches

Haus die Damen geführt werden, merk Dir's genau und bring mir in einer Stunde Nachricht nach der Vigna Corsini."

Der Reitknecht jagte dem Wagen nach und sah ihn wirklich vor einem großen Hause in der Ripettastraße halten, die Damen stiegen aus und gingen mit dem Abbate ins Haus, dessen Thür hinter ihnen verschlossen wurde.

Das Haus lag zwischen der San Roccokirche und dem Mausoleum des Augustus.

Da der Miethwagen langsam die Ripettastraße hinunter, der piazza del popolo zu, fuhr, so machte sich der schlaue Peppo an den Kutscher und erfuhr von ihm, daß er zwei Stunden an der Brücke di San Angelo habe halten müssen, aber auch sehr gut bezahlt worden sei, der Kutscher wußte auch, wem das Haus, in das die Damen gegangen, gehöre; er hatte häufig Geistliche dorthin gefahren.

Es gehörte einem ehemaligen Haushofmeister des Cardinals Hugo Spinola.

Mit diesen Nachrichten eilte Peppo zu seinem Herrn zurück.

Als Therese mit ihrer Mutter und dem fremden Abbate eingetreten war in das Haus auf der Ripetta-

straße, schloß sich die Thür geräuschlos hinter ihnen und alle Drei befanden sich in einer sehr dunkeln Flurhalle, deren Boden, dem Geräusch der Schritte nach, mit Steinplatten belegt sein mußte.

„Folgen Sie mir, Signora!" sagte der Abbate, „ich weiß hier Bescheid."

Der armen Therese war es unbeschreiblich ängstlich zu Muth, doch blieb ihr jetzt keine Wahl, sie mußte folgen. Man stieg nun eine Treppe empor und befand sich in einem Vorsaal, aus welchem wieder eine breite steinerne Treppe hinaufführte in's zweite Gestock, hier endlich öffnete der Abbate eine Seitenthür und flüsterte:

„Gehen Sie leise, Signora, treten Sie ein, hier ist der Baron, Ihr Vater!"

Therese trat hastig über die Schwelle in das geöffnete Zimmer, in dem Augenblicke aber wurde die Thür krachend hinter ihr zugeschlagen und ein mächtiger Riegel knirrschend vorgeschoben.

Therese vernahm das schallende Hohngelächter ihrer würdigen Mutter und des Abbate's — mechanisch horchte sie bis der letzte Ton der Schritte der sich Entfernenden verklungen war — dann herrschte tiefe Stille, Therese war ganz allein, ganz einsam und eingesperrt. —

Ein banger Schauder durchrieselte wohl das schöne Mädchen, aber sie verlor die Besinnung nicht, Therese war im Innern gewissermaßen vorbereitet gewesen auf diesen Fall, sie hatte etwas dem Aehnliches geahnet; jetzt untersuchte sie das Gemach, in dem sie sich befand, aufmerksam.

Die beiden großen Fenster waren nicht nur mit gekreuzten Eisenstangen, sondern auch innerhalb dieses eisernen Gitters mit einem elastischen Drahtnetz verwahrt. Die Thür, durch welche Therese eingetreten, war, wie sie gehört hatte, durch einen Riegel von Außen gesichert, im Uebrigen war das Gemach ganz leer; aber der Thür, die nach dem Vorsaal führte, gegenüber befand sich eine zweite Thür, Therese legte ihre Hand auf das Schloß, sie war nicht verschlossen und die gefangene Jungfrau trat in ein zweites, ebenfalls leeres Gemach; aus dem zweiten in ein drittes und so durchwandelte sie eine ganze Reihe von Zimmern, bis sie endlich in einen Corridor kam, dessen Glasfenster, nicht vergittert, die freie Aussicht auf einen Garten boten, dessen Wände mit bunten Mosaikarbeiten geschmückt waren, dessen Ameublement an die Zeiten des vierzehnten Ludwig erinnerte. Therese durchschritt auch diesen Corridor hastig und öffnete die Doppelthür, die sich am ent-

gegengesetzten Ende befand, sie betrat jetzt eine Reihe prachtvoll meublirte Prunkgemächer, die aber sichtlich seit langer Zeit nicht besucht worden waren, denn Staub bedeckte die vergoldeten Lambris, Staub lag auf den marmornen Kaminsimsen, Staub auf den Purpursammet der Meubles und die hohen venetianischen Spiegel waren erblindet.

Staunend sah sich Therese um, da schreckte sie ein Geräusch, sie vernahm deutlich, daß die Thür, die in den Corridor führte, verschlossen wurde und hörte dann, wie eine Thür nach der andern, die sie durchschritten hatte, ins Schloß geworfen und verriegelt wurde.

Dann herrschte wieder tiefe Stille.

Hier also war das Gefängniß der muthigen Jungfrau, denn außer der nunmehr verschlossenen Thür in den Corridor, war ein anderer Ausgang aus den sechs oder sieben zusammenhängenden Zimmern nicht bemerklich. —

Mit banger Eile, mit fliegender Hast durchsuchte Therese die Räume, in die sie eingesperrt war; die Fenster waren wieder ebenso vergittert, wie die der Zimmer auf der andern Seite des Corridors; kein Schritt war auf dem Fußboden vernehmbar, er war dick

mit kostbaren, aber verstaubten Teppichen belegt. Draußen begann es allmälig zu dunkeln und Therese konnte durch die kleinen Carreaus des Drahtnetzes mit Mühe erkennen, daß hohe Bäume vor den Fenstern stehen mußten, hoch mußten sie sein, denn die Jungfrau besann sich, daß sie sich im zweiten Stockwerk eines Hauses befand.

Therese von Aßmann war ein muthiges Mädchen, aber je dunkler es wurde, desto lauter und banger schlug ihr Herz; sie warf sich vor einem Stuhle nieder und versuchte zu beten, aber immer wieder horchte sie ängstlich auf, ob sich nicht etwas rege, rechts oder links, oder rückwärts.

Es wurde Nacht nach und nach; Therese nahm ihre ganze Kraft zusammen zu einem heißen, inbrünstigen Gebete, sie betete laut und eifrig und wenn sie auch anfänglich zusammenschauderte bei dem Wiederhall, den ihre erhobene Stimme in den weiten Gemächern wach rief, so gelang es ihr doch bald, sich gänzlich in das Gebet und durch das Gebet in das tröstende Gefühl der Gottesnähe zu versenken.

Stunden lang betete Therese, ja Stunden lang, und Therese war keine Frömmlerin und ihr Gebet war ein echtes, wirkliches Flehen des Herzens zu Gott dem

Allmächtigen, Allliebenden, Allgegenwärtigen. Das klingt vielen Söhnen und Töchtern des neunzehnten Jahrhunderts vielleicht seltsam, sie mögen sich aber erinnern, daß der gewaltige Martinus Luther, der Mann, der allen jenen Lebensverkümmerungen des modernen Frommthums fremd war, der in seiner kernigen Weise sagte:

Wer nicht Lust hat an einem raschen Pferd,
Und nicht Lust hat an einem blanken Schwert
Und nicht Lust hat an einem schönen Weib,
Der hat kein Herz in seinem Leib.

daß er oft drei Stunden lang täglich gebetet hat.

Therese hatte gebetet, eine gewaltige Zuversicht war über sie gekommen, sie fühlte sich in den einsamen, unheimlichen Zimmern nicht mehr verlassen, nicht mehr schutzlos. Je weiter alle menschliche Hülfe von mir entfernt ist, desto näher ist mir Gottes Beistand, so dachte das fromme und starke Mädchen und streckte sich beruhigt aus auf einem der löwenfüßigen Sopha's die in dem Zimmer standen. Wohl sann Therese noch eine Weile nach über die Abenteuer des hingeschwundenen Tages, bald aber trat der Schlaf geräuschlos an ihr jungfräuliches Lager und deckte mit weicher, sanfter Hand die schweren Augenlider über das holde Auge.

Therese, vor wenig Stunden noch so entsetzlich beängstigt, noch so entsetzlich gequält, jetzt schlummerte sie sanft und friedlich.

Rasch vergingen die Stunden der Nacht, der Morgen kam und klopfte mit leichtem Finger erst leise und schüchtern, dann aber immer lauter und kecker an die Stauberblindeten Scheiben von Theresens Gefängniß; ein leichter Frostschauer erweckte die schöne Gefangene, sie sprang auf und rieb sich die glänzenden Augen, sie war noch ebenso, ja noch viel muthiger als beim Einschlafen, sie hatte von Anastasius geträumt, von ihrem Anastasius.

Wie sie den vergangenen Tag mit Gebet beschlossen, so begann sie den Morgen auch damit, dann durchwanderte sie langsam und prüfte aufmerksam noch einmal das Gefängniß, in dem sie eingeschlossen.

Die neue Musterung führte nicht zu neuen Resultaten.

Die Stunden des Vormittags vergingen allgemach und deutlich hörte Therese die Glockenschläge von der San Roccokirche, welche die Mittagsstunde anzeigten, Hunger, noch mehr aber Durst, begannen das eingeschlossene Mädchen zu quälen und plötzlich kam der furchtbare Gedanke auf in ihr, daß man sie vielleicht hier

eingeschlossen habe um sie verhungern und verdursten zu lassen.

Der Gedanke war entsetzlich, er hätte auch starke Seelen zu Boden geworfen und vernichtet, auch Theresen warf er auf die Knie, sie betete wieder eifrig.

So verlassen wir das unglückliche Kind. —

7.

Ja, hochwürdiger Herr,
Das sollen sie auch nicht. Um alle Güter
Der Welt möcht ich nicht haben, daß sie's faßten.
Genug für sie, daß es so ist. Ersparen
Sie sich die Mühe, zu ergrübeln, wessen
Beredtsamkeit sie diese Wendung danken.
Zu ihrem Trost setz ich hinzu: Sie haben
Nicht Theil an dieser Sünde. Auch wahrhaftig
Die Kirche nicht! obschon sie mir bewiesen,
Daß Fälle möglich wären, wo die Kirche
Sogar die Körper ihrer jungen Töchter
Für höh're Zwecke zu gebrauchen wüßte.
Auch diese nicht. — Dergleichen fromme Gründe
Ehrwürd'ger Herr, sind mir zu hoch. —

(Schiller.)

An dem Tage, an welchem Therese von Aßmann durch eine teuflische List, zu der die eig'ne Mutter die Hand geboten, in das Haus auf die Ripettastraße gelockt wurde, wurde auch die bleiche Natalie von Drobenstein von ihren Aeltern getrennt.

Die protestantische Nonne, wie wir das junge blasse Mädchen nannten, war mit ihrer Mutter nunmehr katholisch geworden, aber der Aufenthalt in Italien hatte

ihre Lust zum Leben im Kloster merklich gemindert. Die Jesuiten sollten Niemanden, der zum Klosterleben Lust hat, nach Italien senden. Wir erwähnten schon einmal, daß Natalie ganz das sinnliche Temperament ihrer üppigen Mutter geerbt, daß sie mit diesem Temperamente einen ursprünglichen Verstand und nicht gemeine Kenntnisse verbinde, Natalie sah zu viel in Rom und in Italien, sie sah zu viel und fühlte zu viel, verkehrte Erziehung und tiefgewurzelte Neigung ließen sie noch katholisch werden, aber zum Kloster hatte sie nicht den festen Entschluß mehr, den sie von Berlin mitgebracht.

Die Generalin von Drobenstein war klug genug diese Sinnesänderung ihrer Tochter alsbald zu bemerken und mit den geistlichen Rathgebern aus der Gesellschaft Jesu, die sie um sich hatte, davon zu sprechen. Die Jesuiten beobachteten Natalien genau, sie blieben bei ihren alten Bestimmungen, sie sollte und mußte um jeden Preis Nonne werden, aber sie sollte es freiwillig, sollte es gern werden. Dazu sollte ein Mittel gefunden werden, und man fand es, Natalie mußte sündigen, mußte dieser Sünde sich bewußt werden, gegen die Schrecken der Strafe mußte das Mädchen alsdann eine schützende Zuflucht im Kloster suchen. Die Jesuiten

verzichteten nicht gern auf den Plan, ein junges Mädchen, den ersten Familien Preußens verwandt, als barmherzige Schwester nach Deutschland zurückzusenden.

Man überfluthete Natalien von Drobenstein mit einem Strom von Vergnügungen, die üppigsten Feste wurden ihr gegeben, die schönsten Männer um sie versammelt, Sinnlichkeit und Weingluth durchbraus'ten die Adern des sechzehnjährigen Kindes, ein Taumel ergriff das Köpfchen, ein schöner Mann entführte die bethörte Dirne.

Glühend von Liebe und Wein war Natalie gleich Theresen in eine versteckte Wohnung geführt worden, dort sollte sie sündigen; aber, so schlaue Menschenkenner und Menschenfänger die Jesuiten auch sind, es giebt ein Feld was sie nicht genau kennen, weil es unmöglich ist, es genau kennen zu lernen, das Weiberherz. Der schöne Mann, der Natalien entführt, zeigte sich dem glühenden Mädchen als Priester, denn Natalie sollte wissentlich mit einem Priester sündigen, damit die Reue desto schmerzlicher sei. — Natalie schauderte aber zurück vor dem Priester, der also heilige Gelübde, Sacramente für ihn, mit Füßen treten wollte. Sie stieß den Verführer zurück und zwar in einer Weise,

die deutlich bewies, daß nicht kokette Ziererei, sondern, daß ernstlicher Abscheu sie ergriffen.

Der Sinnenrausch, der Taumel war verflogen, Natalie war mit einem Schlag wieder die zerknirrschte, die reuige Sünderin, sie nahm plötzlich und ernster als je den Entschluß wieder auf, ihr Leben dem Kloster zu widmen. So waren die Zwecke der Gesellschaft erreicht und ein reifer Jesuit würde sich nun zurückgezogen und sich des Gelingens der allgemeinen, höhern Pläne seines Ordens gefreut haben, aber ein gereifter Jesuit war der Mann nicht, den man mit Natalien's Verführung beauftragt hatte, man hatte ihn, um die Sinnlichkeit Natalien's zu erregen, aus den jüngern Mitgliedern der Gesellschaft wählen müssen. Natalien's Reize hatten das Blut des Geistlichen entflammt, er ordnete die Zwecke seines Ordens seiner Leidenschaft unter, er schwieg gegen seine Obern von der plötzlichen Sinnesänderung Natalien's, behielt sie eingeschlossen und hoffte auf den folgenden Tag.

An demselben Morgen, an welchem die arme Therese, von Durst und Hunger gepeinigt, durch ihre öden Gemächer wankte, saß Natalie von Drobenstein sinnend an einem mit Eisendraht vergittertem Fenster

und schaute hinein in das frische Grün der Bäume, die es beschatteten.

Der Jesuit, der sie entführt hatte, stand vor ihr und redete viel.

Natalie schien ihn kaum zu hören.

Der Geistliche faßte die weiße Hand der Jungfrau, sie stieß ihn zurück und zeigte mit befehlender Geberde auf einen Sessel.

Der Jesuit gehorchte unwillkührlich; jede Leidenschaft macht schwach.

So saßen sie eine lange, lange Stunde; der Mann mit glühenden Blicken die Reize der jugendlichen Gestalt verzehrend, unruhig, hoffend und zagend; das Mädchen ruhig, still in sich versunken.

Plötzlich stand Natalie auf, ihre Wange röthete sich leise, aber ihre Stimme war fest als sie sprach: „Du sollst mir eins versprechen und dann will ich Dein sein!"

Der Jesuit sprang auf und faßte ihre Hand, sie ließ ihm dieselbe.

„Frage nicht warum, Du sollst es und darfst es nicht wissen, warum ich mich Dir ergeben will, frage also nicht, aber schwöre mir, daß Du mich in ein

Kloster bringen willst, in ein hartes, in ein strenges Kloster!"

„Ich schwöre es!" antwortete der Jesuit feierlich.

„Denke nicht, daß ich Deinen Gründen weiche, denn sie sind nichtig, ich verstehe sie nicht und will sie nicht verstehen, aber Dein will ich sein und dann — Nonne!"

Der Priester schlang seine Arme um den bebenden Körper der Jungfrau — da klopfte es dreimal leise an der Thür.

„Ha! wer ist das, vermaledeit sei der Klopfer!" zürnte der Geistliche, ließ Natalien aus seinen Armen und ging hastig hinaus.

Es war Mittag vorüber.

Ehe wir sehen, was den Jesuiten abrief von seinem Opfer, müssen wir uns mit andern Personen unserer Geschichte beschäftigen.

Der Fürst Orso Antonio von Monfalcone hatte am Abend vorher kaum die Meldung seines Reitknechts empfangen, als er den Wagen verließ und sich zu dem Haupte der Römischen Policei begab, dem Barighello, der ein Anhänger des Paters von Lusignan war. Orso Antonio war ein edler Mann, schon deshalb würde er Alles zur Befreiung der armen Therese aufgeboten haben, aber der Pater von Lusignan hatte ihm überdem

aufgetragen, Therese zu bewachen und wir wissen durch welche enge Bande der Benedictiner mit dem Fürsten verbunden war. Orso Antonio hatte eine lange Unterredung mit dem Barighello, dennoch geschah nicht, was in einer deutschen Stadt bestimmt sogleich geschehen wäre. Das Haus auf der Ripettastraße wurde nicht von Policeiwegen untersucht, denn es gehörte einem hochmächtigen Cardinale der römischen Kirche und zwar einem Cardinale, der sich in neuerer Zeit der übermächtigen Gesellschaft Jesu und deren Partei angeschlossen.

Das erforderte Schonung, ein Geistlicher kann sich in Rom Alles erlauben.

Der Barighello that nichts weiter, als daß er das Haus in der Ripettastraße beobachten und bewachen ließ.

Der junge Fürst, der damit zufrieden schien, eilte jetzt nach der Wohnung Aßmanns an dem Heiligengeistthore und fand dort den edeln Freiherrn Hans Aßmann von Abschatz in wahrer Verzweiflung. Er war vorgestern Abend zu einer Gesellschaft junger Künstler und ähnlicher Leute geladen worden, man hatte viel getrunken, erst jetzt, nachdem er seinen Rausch ausgeschlafen, war er zurückgekehrt und hatte weder Gemahlin noch Tochter, wohl aber von der erstern einen

Brief gefunden, in welchem die Landräthin erklärte, sie sei durch den Verlust ihrer Tochter Mathilde so gebeugt, daß sie Trost gesucht habe in dem Schooß der heiligen Kirche, der Freiherr solle nicht um sie sorgen, durch Fasten, Gebet und Einsamkeit bereite sie sich zu ihrem Uebertritt vor, sobald der große Schritt gethan, werde sie wieder zu ihm kommen; auch Therese habe endlich ihren mütterlichen Ermahnungen statt gegeben und Beide werde er nur als katholische Christinnen wiedersehen. Der Brief schloß mit einer heuchlerischen Ermahnung an den Freiherrn, ebenfalls zur alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren.

Der Freiherr war außer sich vor Zorn, denn: er war nicht dumm genug sich durch diesen Brief täuschen zu lassen, auch kannte er Theresen hinlänglich, um nicht sogleich die Lüge zu erkennen, aber er hatte eine Entdeckung gemacht, die ihn mit Entsetzen erfüllen mußte. Er war in Rom und — ohne Geld. Die Frau Landräthin war seit langer Zeit die Verwalterin und zwar die kluge Verwalterin des freiherrlichen Vermögens gewesen, sie hatte für gut befunden, die Wechselbriefe und Documente mit in die klösterliche Einsamkeit zu nehmen, in die sie sich zurückgezogen hatte.

Unpraktisch wie er war, ohne Geld, ohne Rath,

mußte der Freiherr sich auf Discretion ergeben, so rechneten die Jesuiten, die wohl wußten, daß der Pater von Lusignan verreis't war und die durch das scharfe Stilet des Meister Cola einer Rückkehr des ihnen so gefährlichen Benedictiners vorgebeugt zu haben glaubten.

An den Fürsten Orso Antonio, obgleich sie seine Bekanntschaft mit Lusignan kannten, hatten sie zwar gedacht, doch glaubten sie nicht, daß der junge Lebemann in die tiefern Pläne des mächtigen Benedictiners eingeweiht sei, sie wußten auch nicht auf welchen Grundlagen die Freundschaft Ors' Anton's und Lusignan's beruhe. Sie hatten keine Ahnung von den Verhältnissen Donna Livia's, der ältern Schwester Orso Antonio's.

Der fatale Zufall, daß der junge Fürst dem Wagen begegnet war, machte sie erst ängstlich und sie würden gewiß Theresen aus dem Hause in der Ripettastraße entfernt haben, wenn es unbemerkt hätte geschehen können, aber das war nicht möglich, weil sie sich nun sagen konnten, daß Orso Antonio das Haus beobachten lassen würde.

So kam der Fürst mit dem Freiherrn zusammen der über sein verloren Kind klagte, sich aber durch den Fürsten beruhigen ließ, der ihm Muth und Hoffnung

einsprach, ihn auch mit sich nahm, damit er nicht von den Jesuiten eingesperrt werde.

Am andern Morgen gegen Mittag begab sich Orso Antonio, der in der Nacht bereits einen reitenden Boten an den Pater von Lusignan abgefertigt, mit dem Freiherrn zu dem Prodatarius der heiligen Kirche, dem Cardinal Spinola, der jetzt ganz unter dem Einfluß seines jesuitischen Beichtvaters, des Paters Henricus, stand.

Der alte Cardinal war natürlich den Ränken seines Beichtvaters und dessen Ordens ganz fremd und staunte nicht wenig, als man ihm den Fürsten von Monfalcone meldete, das Haupt einer Familie, die mit der seinigen durch uralte Feindschaft entzweit war. Die Spinola sind Genuesen, die Monfalcone aber Korsen.

Nur etwas sehr Wichtiges konnte einen Monfalcone zu einem Spinola führen, deßhalb aber nahm der Cardinal den Besuch an und das eben hatte Orſ' Anton erwartet.

Zwar schickte der Cardinal nach dem Pater Henricus und ließ ihn einladen, der Unterredung beizuwohnen, aber der Beichtvater war bereits ausgegangen und so empfing er die beiden Herrn allein und zwar mit großer Neugierde.

Offen und frei, wie sein Wesen war, trat der junge Fürst in das Gemach des Cardinals, verlegen folgte der deutsche Freiherr.

„Wir bitten um Deinen Segen, Eminenza!" begann der Fürst.

„Der Herr segne Dich, mein Sohn!" antwortete der Cardinal, „obgleich es wohl das erste Mal ist, daß ein Spinola einen Monfalcone segnet!"

„Möge es nicht das letzte Mal sein, Eminenza!"

„Amen!"

„Eminenza, ich führe einen Mann zu Dir, einen armen Mann, den ich lieb habe, einen Vater, der seine Tochter verloren hat."

„Was kann ich dabei thun, mein Sohn, Du mußt zum Cardinalgouverneur gehen, die Datarie hat dabei nichts zu thun!"

„So mein' ich's nicht, Eminenza, wir bitten zu dem edeln Spinola, nicht zu dem hochmächtigen Cardinal Prodatarius."

„Zum Spinola, mein Sohn?" fragte der alte Mann staunend, dann setzte er lächelnd hinzu, „Du wirst bei dem alten Spinola kein junges Mädchen suchen!"

„Und doch ist das geraubte Mädchen, das der bekümmerte Vater sucht, in einem Hause Deiner Eminenz!“

„Mein Sohn!“ versetzte der Cardinal lebhaft „Du irrst, so wahr ich hoffe selig zu werden, ich weiß nichts davon!“

„Deine Eminenz beunruhige sich nicht, nicht Dich klagt man des Mädchenraubes an, aber der Räuber hat seine köstliche Beute in einem Deiner Häuser versteckt.“

„Holt sie, ihr Herren, nehmt sie, ich habe keinen Theil daran, ich bin ein demüthiger Diener der Kirche.“

„Deine Eminenz weiß,“ sprach Monfalcone weiter, „daß der Barighello nicht wagen wird ein Haus zu betreten, dessen Schwelle fest ist durch die Wappen der Spinola über der Thür, habe Mitleid Eminenz mit einem Vater, der in banger Sorge um sein Kind vergeht, das man ihm gestohlen hat, gieb einen Befehl, daß man uns Dein Haus öffnet.“

Seltsame Gedanken mochten durch den Kopf des alten Mannes gehen, sein Gesicht wechselte mehrmals den Ausdruck, er sann lange, endlich sagte er leise: „Monfalcone, Du haßt die Spinola, Du willst mir eine Schlinge legen, die Monfalcone sind oft genug in

die Häuser der Spinola getreten ohne Erlaubniß; laß mich, laß mich, wohl bin ich ein Spinola, aber ich bin auch ein alter Mann und ein Priester, es ist unedel einen alten Priester zu bekriegen, listig und kühn, wild und zornig sind die Monfalcone, aber nie waren sie unedle Feinde!"

„Deine Eminenz thut mir wehe" rief Ors' Anton, „ich ehre das Alter und Deine heilige Würde, glaube mir Eminenz, ich habe den Haß meiner Väter gegen die Spinola nicht geerbt, meine Väter waren Korsen, sie kämpften gegen das fremde Joch, das Deine Väter ihnen auflegten; Eminenz, siehe mein Vaterland ist nicht mehr frei, der Franzose beherrscht es und die dreifarbige Fahne weht über den freien Bergen meiner Heimath; Eminenz mein Vaterland ist untergegangen und das Deine, das meerbeherrschende Genua, ist's nicht auch dahin, ist's nicht ebenfalls gestorben, wie mein Korsica? Trägt nicht ein Prinzlein des Savoyerhauses nunmehr den stolzen Titel eines Herzog's von Genua? nein, Eminenza — Friede, ewiger Friede ist zwischen mir und den stolzen Genuesen, ich hasse die Spinola nicht mehr, nicht mehr die Cavagna, die Doria und die andern erlauchten Häuser, denn sie sind unglücklich und ohne Vaterland gleich mir."

Sichtlich ergriffen von der herzlichen Sprache blickte der alte Cardinal dem jungen Fürsten ins Antlitz, dann sagte er mild „Du sprichst gut, mein Sohn, ich will Dir glauben, ich muß Dir glauben, in welches Haus hat man die Tochter dieses Herrn gebracht.“

„In Dein Haus auf der Ripettastraße, Eminenza!“

„Das bewohnt ein alter Diener meiner Familie,“ antwortete der Cardinal kopfschüttelnd, „doch es sei, er hat wohl Zimmer vermiethet, ich will Dir einen meiner Kapläne mitgeben, Monfalcone, ist das hinreichend?“

„Ich danke Deiner Eminenz, Du bist gütig!“

Ein Kaplan des Kardinals begleitete die beiden Herren nach dem Hause auf der Ripettastraße; der Cardinal hatte sie mit seinem Segen entlassen; es war Mittag.

Der Cardinal Spinola konnte keinen passendern Mann wählen zum Begleiter des Fürsten und des Freiherrn, denn der junge Kaplan war der gelehrte Abbate Sismondi, der, bevor der Jesuitenpater Henricus Beichtvater des Cardinals geworden, diesen ganz beherrscht und im entgegengesetzten Sinne geleitet hatte. Sismondi haßte den Jesuiten deshalb bitter und er hatte kaum durch Orſ'Anton erfahren, daß es sich um eine Jesuitenintrigue handelte, so erklärte er, daß er

aus allen Kräften dazu beitragen werde, die Pläne seiner Gegner zu vereiteln.

Sehr bald erreichten die drei Herren das Haus in der Ripettastraße, in welchem die unglückliche Therese hungerte und dürstete, in welchem Natalie von Drobenstein eben im Begriff war, sich dem Jesuiten, ihrem Entführer, zu ergeben.

Die Jesuiten hatten die Durchsuchung des Hauses halb und halb vorausgesehen und deshalb dem alten Kastellan Spinola's zur Vorsicht Instructionen ertheilt, nur hatten sie nicht geglaubt, daß sich das Haus den Suchenden auf besondern Befehl des Cardinals öffnen werde. Der Kastellan hatte Auftrag im Namen seines Herrn des Cardinals zu protestiren, dann aber die Durchsuchung geschehen zu lassen. Als nun der alte Diener den ihm wohlbekannten Abbate Sismondi sah, gerieth er zwar etwas in Verwirrung, die Protestation war überflüssig, aber auf des Kaplan's Frage, ob eine junge Signora im Hause sei, antwortete er der empfangenen Instruction gemäß bejahend und setzte hinzu, die junge Signora sei mit einem geistlichen Herrn von der heiligen Gesellschaft Jesu oben in einem Zimmer des zweiten Stockwerks.

Auf einen Wink des Kaplans ging der alte Je-

suitenknecht voran und führte die Herren vor die Thür des Gemachs, hier pochte er dreimal leise an, und der gestörte und unwillig heraustretende Jesuit sah sich staunend drei ihm völlig fremden Männern gegenüber.

„Im Namen Sr. Eminenz des Cardinals, des Besitzers dieses Hauses, werdet Ihr die Jungfrau, die Ihr in dem Zimmer gefangen haltet, sogleich uns übergeben!" redete der Kaplan den Jesuiten an.

Dieser, der sich schnell faßte, stammelte mit meisterlich erheuchelter Furcht: er begreife das Verlangen von Eminenza nicht, Signora werde hier nicht gefangen gehalten, sie sei hier in der Einsamkeit ganz freiwillig, um sich zum Klosterleben vorzubereiten.

„Wir werden sehen!" sprach der Fürst Orso Antonio.

„Führt uns zu ihr!" befahl der Kaplan.

„Meine Tochter ist gar nicht katholisch!" entgegnete der Freiherr.

Der Jesuit öffnete ruhig die Thür und sprach, indem er die Herrn eintreten ließ: „Sagen Sie meine fromme Tochter, sind Sie freiwillig hier oder zwingt man Sie?"

Die drei Herren waren mit dem Kastellan dem Jesuiten gefolgt. Ein Laut des Erstaunens entfuhr dem Fürsten.

„Das ist nicht meine Tochter!“ sagte der Freiherr traurig.

„Wie, nicht Ihre Tochter?“ fragte der Kaplan Sismondi.

„Es ist noch eine Dame in diesem Haus!“ wendete sich der Fürst Orso Antonio an den Kastellan. Dieser machte eine verneinende Geberde.

„Wünschen Sie zu mir, Herr von Aßmann?“ fragte die junge Dame den Freiherrn.

„Nein, Fräulein von Drobenstein, ich suche meine arme Tochter; meine Therese!“ entgegnete dieser tiefbetrübt.

„Sie sind freiwillig hier, Signora?“ fragte der Kaplan jetzt die Dame.

„Ja, mein Vater!“ erwiederte diese.

Der Jesuit lächelte höhnisch.

„So entschuldigen Sie, daß wir gestört haben!“ bat der Fürst.

Natalie von Drobenstein verbeugte sich stumm und ernst.

Der Fürst flüsterte dem Kaplan einige Worte zu und dieser befahl dem Kastellan ihnen alle Zimmer des Hauses zu öffnen. Dann ließen sie den Jesuiten mit dem Fräulein allein.

Vergeblich wurde nun das ganze Haus durchsucht, selbst in die Keller und auf die Böden ließ man sich führen, nirgend eine Spur von der armen Therese!

Der Freiherr war in Verzweiflung.

Keiner der Herrn dachte daran die Zimmer zu durchsuchen, die hinter dem Gemach gelegen, in welchem sie Fräulein von Drobenstein gefunden und in den Zimmern eben war die hungernde Therese gefangen. Die Gemächer, die wir gestern mit Theresen durchschritten, waren spät am Abend noch für Natalie von Drobenstein meublirt worden, so hatte Jesuitenklugheit mit einem Opfer das Andere versteckt.

Arme Therese, du hungertest und weintest und deine Helfer waren dir so nahe!

Verzweifelt fast verließ der Freiherr das Haus in dem er seine Tochter vergebens gesucht; sein Schmerz war tief, wahr und aufrichtig — tiefer und gewaltiger, als man bei seiner Indolenz hätte erwarten sollen.

Orso Antonio war bestürzt, sollte er der Meldung seines Reitknechts mißtrauen? nein! aber er mißtraute der Wachsamkeit der Diener des Barighello, er glaubte jetzt fest, daß die Jesuiten die Diener des Polizeimeisters geschreckt oder bestochen und Theresen in ein anderes Haus gebracht hätten.

Der Kaplan des Cardinals Spinola bedauerte die Herrn und verabschiedete sich bald von ihnen. Fürst Orso Antonio nahm den armen Freiherrn wieder mit sich, jagte dann einen zweiten Eilboten dem Pater von Lusignan nach und meldete in einem höflichen Billet dem General von Drobenstein, wo er seine Tochter gefunden. Das Billet kam natürlich nicht in die Hände des schwer erkrankten Generals, dafür sorgte die würdige Generalin.

„Sie haben Theresen nicht gefunden!" jubelte Pater Henricus den am Abend bei ihm eintretenden Professor zu „und —"

„meine Mathilde aber hat man gefunden?" fragte der Professor gespannt.

„Nein," erwiederte der Jesuit kalt. „Thut auch nichts zur Sache vorläufig, werden sie schon finden; sind Sie denn ganz Narr?" setzte er zürnend hinzu, als er bemerkte, daß der Professor den Kopf hängen ließ.

Der Professor war in der That ganz Narr; es ist ein altes wahres Wort: darin man gesündigt, darin soll man gestraft werden; der Professor, der in der gemeinsten und rohesten Sinnlichkeit kaum zu über-

treffen gewesen, litt jetzt unbeschreiblich. Unaufhörlich zeigte ihm seine Phantasie das mit allen Reizen geschmückte Bild Mathildens von Aßmann; von diesem Bilde wurden seine Sinne im Traume, wie im Wachen gestachelt, er war auf Momente ganz irrsinnig.

Da ihm der Professor nicht antwortete fuhr Pater Henricus fort: „machen Sie es wie der brave General von Storkow, mein Bruder, der hatte auch ungemeine Lust die kleine, blasse Drobenstein zu heirathen, wir brauchten die Kleine anderswo, er ließ sich den Appetit vergehen und nahm frischweg eine gluthathmige Dirne von Velletri zu seiner Gemahlin, die wir mit einem Dutzend gewaltig romantisch-klingender Adelstitel ausgesteuert haben. Gestern Abend schwor er feierlich seine protestantische Ketzerei ab, weihte alle etwa aus seiner Ehe entspringenden Kinder dem Klosterleben und setzte den Orden Jesu in der Person des Pater Assistenten Krotoschin zum Erben ein, danach hat man ihn mit der Dirne getraut. Heute ist er ein glücklicher Ehemann — machen Sie es auch so, mein Bruder!"

„Ich will Mathilden, mein weißes Schäflein will ich!" entgegnete der Professor zornig, „ich will es,

man hat es mir versprochen, Mathilde, Mathilde, wo bist du mein Lamm?"

Der Jesuit zuckte die Achseln; der Mensch ist toll, dachte er, er muß beaufsichtigt werden, sonst könnte er thörichte Streiche machen.

8.

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden:
Ach, ich hab' keinen andern Gesandten!
Frei in den Lüften ist eure Bahn,
Ihr seid nicht dieser Königin unterthan!"
(Schiller.)

Was giebt mehr als edle Liebe?
Und was diese geben kann,
Gab sie alles mir.
(von Göcking.)

Mehrere Wochen sind verflossen seit den im vorigen Capitel geschilderten Begebenheiten. Der Pater von Lusignan ist nach Rom zurückgekehrt und setzt mit angestrengtester Aufmerksamkeit die Nachforschungen nach der verschwundenen Therese fort, er ist tief ergriffen von dem Schicksal des Mädchens, er hat mehrere Unterredungen mit dem Barighello gehabt und hat sich endlich überzeugt, daß Therese, wenn sie wirklich in das Haus auf der Ripettastraße gebracht, dasselbe nicht habe verlassen können.

Fürst Orso Antonio bleibt dabei, daß Therese nicht in jenem Hause sei, er hat ja das Haus selbst so aufmerksam untersucht, Therese muß es verlassen haben vor der Ankunft der Polizeiknechte, durch die Barighello auf des Fürsten Wunsch das Haus beobachten ließ. Der Landrath von Aßmann hat Rom verlassen ohne von seiner Frau und seiner Tochter eine Spur zu finden, der Pater von Lusignan hat den vor Gram sichtlich hinwelkenden entfernt, sich aber von ihm Vollmacht geben lassen zur Aufsuchung der Seinigen und zur Wiedererlangung seines Vermögens, was die Frau Landräthin mit sich genommen.

Der General von Drobenstein ist gestorben, seine Frau und seine Tochter sind in Rom nicht mehr sichtbar, der General von Storkow liegt krank auf seiner Villa in den Albanerbergen und läßt sich von seiner jungen Gemahlin pflegen. Der Professor Wagenknecht hat auf Rath seiner Freunde, der Jesuiten, eine Vergnügungsreise unternommen. Er war mit seiner zur Manie ausgearteten leidenschaftlichen Sehnsucht nach Mathilde von Aßmann den frommen Vätern lästig geworden, er konnte gefährlich werden.

Die frommen Väter selbst waren mit dem Gang den die Angelegenheiten mit den Berlinern in Rom nah=

men so ziemlich zufrieden. Athalie zwar war ihnen entgangen, doch war das auch mehr eine Privatangelegenheit des Pater Henricus, die reichen und einflußreichen Drobensteins, so wie der überreiche General von Storkow dagegen waren gänzlich in ihren Händen. Nur mit der Familie Aßmann waren sie noch nicht zu Ende, sie hatten zwar die Mutter und die Therese und das Vermögen in den Händen, aber die Ansprüche des Freiherrn selbst, so wie die jüngere Tochter konnten sie wenigstens eines Theils ihrer Beute berauben und sie waren durchaus zu keiner Theilung geneigt. Am meisten waren sie durch die schnelle und glückliche Rückkehr des Paters von Lusignan überrascht, Pater Henricus hatte den Banditenkönig scharf ausgeforscht, aber der schlaue Römer hatte ihm geklagt, daß sein Angriff auf den Benedictiner vereitelt und er selbst verwundet worden sei, er hatte dem Jesuiten aufs Neue eine Summe abgelockt, aber vergebens erwarteten die Söhne Loyola's die Nachricht vom Tode ihres mächtigsten und gefährlichsten Feindes in Rom. Sie hatten die genauesten Nachforschungen nach der geraubten Mathilde angestellt, aber eben, weil sie so ganz vergeblich waren und zu gar keinem Resultate führten, schlossen sie vollkommen richtig, daß der Pater von Lusignan seine Hand im Spiele

haben müsse, denn es gab keinen andern Einfluß in Rom, der ihre Bemühungen in dieser Weise hätte paralysiren können.

Auf dem Esquilino, in dem stumpfen Winkel, den die via **Labicana** mit der via **merulana** bildet, liegt die **Villa Giustiniani**. Dieses uralte Erbtheil eines Fürstengeschlechts, dessen Rechte sich an Genua's Meerherrschaft, an den Untergang des griechischen Reichs und die Erstürmung Constantinopels durch die Türken knüpft, ist jetzt ein Besitzthum der Massimi, einer uralten römischen Patricierfamilie, die seit einigen Jahren der Fürstenhut schmückt. Don Camillo Maximiliano Massimo, Prinz von Arsoli und Großmeister der päpstlichen Posten, ein Ungar, wackerer Herr, durch seine Heirath mit der Prinzessin Christine von Sachsen den ersten Fürstenfamilien Europa's verwandt, hatte diese Villa Giustiniani an sich gekauft, denn er konnte kein Besitzthum finden, in dessen Nähe reichere Erinnerungen von Alt- und Neurom zu finden.

Die via **Labicana** führte in ihrem unregelmäßigen Laufe nach der Porta Maggiore, die via **merulana** dagegen zur **scala senta**, zur Haupt- und Oberpfarrkirche des heiligen Vaters **di San Giovanni in Laterano**, wo die Concilien gehalten wurden, die den

stolzen Titel trägt: **omnium orbis et urbis ecclesiarum mater et caput.** Ferner liegt dicht an der Villa, nach der alten **porta asinaria** zu der Aquäduct des Nero und weiter hin das **amphitheatrum castrense.**

Diese Umgebungen und die großen Erinnerungen, die sich daran knüpften, waren es, die dem Fürsten von Massimo die Villa Giustiniani so lieb machten, er bewohnte sie bis an sein Lebensende und ließ sie als Erbe seinem Sohn Don Camillo Victor, der einige Jahre nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, einer Prinzessin von Savoyen-Carignan eine Gräfin **Hyacinthe della Porta-Rodiani** geheirathet hatte. Im Jahr 1843 hatte sich der Fürst von Massimo zum zweiten Male verheirathet und schon einige Wochen nach seiner Vermählung war er ganz verändert; er verließ die Villa Giustiniani, die er bis dahin bewohnt hatte, leer stand der prächtige Pallast, den nur die junge Fürstin Hyacinthe zuweilen besuchte. Mit Hyacinthen von Porta-Rodiani war ein finstrer Geist in die Familie Massimo gekommen, durch sie hatten die Jesuiten Einfluß bekommen in die Familie, die junge Fürstin war von Jesuiten erzogen worden, war ein Beichtkind der Jesuiten.

Die Jesuiten geboten unumschränkt über die Villa Giustiniani und benutzten sie zu ihren Zwecken.

Es ist in einem kleinen, vergitterten Gemach der Villa, in dem wir eine Frau sehen, deren Gesicht uns bekannt erscheint, trotz der Verzerrung der Gesichtszüge, trotz der seltsamen Kleidung, die in einem grobwollenen Bußhemde besteht, das kaum die Knie bedeckt. Mit nackten Füßen und mit glattabgeschnittenem Haar, das Antlitz durch Grimm und ohnmächtigen Zorn ganz entstellt, schreitet die Frau Landräthin von Aßmann, in heftigster Aufregung hin und her, auf und ab, auf den eiskalten Steinplatten, mit denen der Fußboden ihrer Gefängnißcelle belegt ist.

Das schlechte Weib ist entsetzlich enttäuscht worden, sie ist total betrogen worden von ihren Bundesgenossen, den Jesuiten; bis gestern hatte sie geschwelgt in allen Genüssen, gestern hatte sie noch etwas zu geben gehabt, heute hatte sie nichts mehr zu geben und heute erwachte sie im Bußhemde, mit abgeschnittenem Haar, mit bloßen Füßen auf den kalten Steinplatten der Celle, in der wir sie finden. Das festvergitterte kleine Fenster läßt nur einen Strahl des Lichtes in das Gefängniß fallen, nur der macht eine Inschrift in deutscher Sprache lesbar und diese lautet:

„Mörderin, gedenke des alten Mannes, der dich liebte und den du gemordet hast!"

Welche Gedanken schnitten durch die Seele des betrogenen Weibes? Buße? Reue? nicht eine Spur davon, nichts als Groll, Grimm, Zorn und Rachelust!

Verlassen wir das Weib, das alle zartern Gefühle der Mutter, der Gattin, des Menschen mit Füßen getreten, eilen wir zu einem weiblichen Wesen, das unserer Aufmerksamkeit ein würdigerer Gegenstand ist, zu Therese von Aßmann.

Das unglückliche Mädchen hatte entsetzliche Tage verlebt seit ihrer Einsperrung in das Haus auf der Ripettastraße; zwar war die qualvolle Furcht zu verhungern schon am Abend des ersten Tages von ihr genommen worden, denn sie fand plötzlich, kurz vor Einbruch der Dunkelheit in einem der Zimmer eine Kanne mit Wasser, ein kleines Brod und ein katholisches Legendenbuch in deutscher Sprache mit Bildern, die so abscheulich-unsinnig, für das verständige fromme Mädchen so gotteslästerlich unsinnig waren, daß sie das Buch mit Widerwillen von sich warf.

Tag auf Tag verging, immer kurz vor Einbruch der Nacht, aber immer in einem andern Zimmer und immer in einem, in welchem sie sich gerade nicht be-

fand, stand ein gefüllter Wasserkrug und ein kleines Brod für Therese bereit; die leeren Wasserkrüge verschwanden, Therese mochte sie hinsetzen, wohin sie wollte, das Legendenbuch aber blieb immer liegen.

Therese schloß daraus, daß ihre Gefangenwärter Gelegenheit haben mußten, sich ihr zu jeder Zeit zu nähern, das beunruhigte sie ungemein, das und der Mangel an frischer Wäsche u. s. w. machten bei der Schaamhaftigkeit und der Reinlichkeitsliebe der Jungfrau ihren Aufenthalt in den öden Prunkgemächern zu einem schier unerträglichen. Gewissenhaft mußte sie den geringen Wasservorrath, den man ihr zukommen ließ, theilen — er reichte aber weder zum Waschen, noch zum Trinken hin.

Wassermangel ist in Rom im Sommer entsetzlich, Therese duldete alle Qualen des Durstes, alle Leiden des Mangels an frischer Luft, Wechsel der Kleidung u. s. w., ihr Körper litt unbeschreiblich, aber ihr Geist litt mehr und wenn sie auch an Gott Gebete richtend und an den Geliebten im fernen Deutschland denkend stundenlang träumerisch am Fenster stand und durch die engen Carreaus des feinen Drahtgitters hinausschaute in den einsamen Garten, der fast bis dicht an die Wand des Hauses reichte, so konnte sie dennoch

der quälenden, Wochen andauernden Langenweile nicht widerstehen, am vierten Tage nach ihrer Einkerkerung ergriff sie das Legendenbuch, sie las, sie las Unsinn, aber der Unsinn half ihr den Tag hinbringen.

Das hatten die Jesuiten gewollt.

Am Abend schon, so genau wurde die Jungfrau beobachtet, fand Therese ihre Wasserportion verdoppelt, am andern Tage lag ein neues Legendenbuch bei ihrer Speise. Am dritten Tage fand sie reine Wäsche, Therese wußte sich beobachtet, aber so groß war das Bedürfniß, daß sie sich derselben, trotz des Widerstrebens ihrer Schaamhaftigkeit bediente.

Wohl las Therese die Legendenbücher, aber ihr Geist war noch nicht gebrochen, das Gift des Aberglaubens und des Unsinns, welches in solchen Büchern liegt, war noch unschädlich für sie, das muthige Mädchen hatte noch Hoffnung. Heimlich, leise und verstohlen, weil sie jede ihrer Bewegungen beobachtet glaubte, riß sie die weißen Blätter vorn und hinten aus den Legendenbüchern, mit einem Stück Kohle, das sie in einem der hohen, marmornen Kamine fand, schrieb sie in italienischer Sprache darauf:

„Saget dem Pater von Lusignan, daß Therese hier eingesperrt sei.“

Diese also beschriebenen Blätter rollte sie zusammen und steckte sie durch die Drahtgitter ihrer Fenster. Sie sollten in den Garten fallen, vielleicht fand sie dort Jemand, der sie dem Pater von Lusignan brachte. Wochen vergingen, eine ganze Reihe von Legenden und Gebetbüchern hatte Therese schon auf dem Fenstersims stehen, wohl zwanzig Papierröllchen hatte das arme Kind schon hinaus geworfen, aber ach — Therese wußte nicht, weil sie nicht zum Fenster hinaussehen konnte, daß zwischen dem Garten und der Wand ihres Hauses sich ein ziemlich breiter schmutziger Gang befinde, ein Gang, der von Niemanden betreten wurde und der von dem Garten, dessen Bäume Therese sah durch eine hohe Mauer geschieden war.

9.

Ich ziehe in die Ferne fort
In fremde and're Gründe
Und wenn ich's auch nicht besser dort
Wenn ich's nur anders finde.

(Betty Paoli.)

Wunderbar zierliche Säulen tragen die schlanken Stämme der Palmen das grüne Dach, welches sich schattend über der Hütte Moli's wölbt; arabeskenartig strecken die Brodfruchtbäume ihre Zweige herein in den Laubdom, dessen Wände das Rosenkranzgesträuch mit seinen rothen Perlen schmückt, wo der zarte Apfel des spondias cytherea zum Genusse lockt und der Taumelpfefferstrauch Tahitis Söhne nach Kawa lüstern macht.

Unter diesem grünen Gewölbe steht die Hütte des jungen Moli, eine alte Hütte, nach uraltem Gebrauch gebaut und drei Pfahlreihen mit einem Palmenblätterdach, der Boden mit weichem Gras gefüttert und mit Papiermaulbeerbastmatten belegt.

Die Sonne ist schon heraufgestiegen aus dem ewigen Meere und beleuchtet die Korallenriffe um Tahiti, ruht auf dem gesegneten, fruchtbaren Küstenlande der Insel, wo das: „Du sollst dein Brod im Schweiße deines Angesichts essen,“ keine Wahrheit ist, klimmt empor mit den goldenen Füßen durch die schattigen, quellenreichen Bergthäler zu den gewaltigen Höhen im Innern Tahitis und macht ihre Spitzen in Goldglas schimmern.

Moli ist nicht daheim, denn an der mittlern Pfahlreihe seiner Hütte hängt weder die Schleuder, noch lehnt die Wurflanze dort, oder die befiederten Pfeile; er ist wohl schon hinaufgezogen in die Berge, das Emu zu jagen, oder den Zwerghirsch, oder ist er hinabgestiegen zum Strande, die silber-glänzende Robbe zu beschleichen in der leichten Pirogue?

Moli ist nicht daheim, aber dort an der Hütte steht Ambla, die schöne Ambla, die jugendliche Gattin des kühnen Jeri, denn Moli ist ein Mitglied des hohen Adels von Tahiti und auch Ambla, die schöne Ambla ist eine Jeritochter, die einzige Tochter des großen Jeri Olaweh, der in dem letzten Kampfe zwischen Tajo und Pomareh fiel.

Nur die Tochter eines Jeri darf die Gemahlin ei-

nes Jeri sein, das goldene Blut darf sich nicht mischen mit dem rothen. Ambla ist groß und schön, regelmäßig sind die Züge des kindlich heitern Antlitzes, ihr dunkles Auge blitzt in sanftem Feuer, elegant ist ein vielleicht dreißig Fuß langer und sechs Fuß breiter Streifen des feinsten, weißen Papiermaulbeerbastes um Ambla's Körper gewunden, der ihren üppigen Wuchs von der mehr kräftigen, als zierlichen Taille herab bis zu den Knöcheln züchtig verhüllt. Den Oberleib des jugendlichen Weibes bedeckt ein Basttuch, weiß mit rother Farbe gemalt, das vorn über die Brust und hinten über den Rücken glatt herabfällt und an seinen beiden Enden mit einem vielfach verschlungenen Gürtel von rother Wolle an den Körper befestigt ist.

Einen weißen Turban auf den glänzenden Haaren und goldene Ringe in den lächerlich kleinen Oehr'chen, den runden Arm prächtig mit blauer Farbe tatowirt, in der kleinen Hand aber ein Palmblatt als Fächer haltend, so steht Ambla, die schöne Ambla vor uns in der uralten Nationaltracht der Jerifrauen von Tahiti.

Ambla lehnt an dem letzten Pfahle ihrer Hütte im Bergthal und leitet mit kurzen, in dem vollen Molltönen der Tahitisprache, lieblich klingenden Worten die Arbeit ihrer Dienerin, ihrer einzigen Dienerin, welche

damit beschäftigt ist, süße Yamswurzeln aus der Erde zu graben.

Ambla selbst arbeitet niemals, das würde sich nicht schicken für eine Jeri.

Die Dienerin aber dort, Nangeh geheißen, ist rothes Blut und rothes Blut muß arbeiten. Nangeh ist nicht häßlich, aber lange nicht so hoch gewachsen, als Ambla, sie ist nicht so weiß, ihr Auge hat nicht den Glanz, ihr Haar ist hart und kraus, nicht glänzend, schlicht und seidenweich wie das ihrer Herrin.

Das macht Nangeh stammt von den Afah, von den Ureinwohnern Tahitis, Ambla von den Jeri, von den fremden, die vor vielen tausend Jahren fernher aus Osten kamen und Tahiti eroberten.

Ambla ist golden Blut, Nangeh ist rothes Blut, aber Ambla und Nangeh sind mit einander groß geworden; sie lieben sich wie Schwestern, aber Ambla darf sich das nicht merken lassen, denn sie ist ja die Tochter des großen Jeri Olaweh!

Moli und Ambla stammten beide aus großen Familien, aber die Familien beider waren untergegangen in den blutigen Kämpfen, die das Christenthum über Tahiti gebracht, Moli und Ambla hatten nichts mehr

von dem Reichthum ihrer Väter, sie hatten nur ihr goldnes Blut und die treue Dienerin Nangeh.

Nangeh sucht nach der süßen Yamwurzel, Ambla beginnt mit lieblicher Stimme zu singen:

Er trägt auf der Schulter den blitzenden Speer,
Doch trägt er in seinem Herzen noch mehr –
Die heftig flammende Liebe!
Die Schleuder entsendet den mächtigen Stein,
Doch bleibt ihm im Herzen ein schwererer Stein. –
Die übermächtige Liebe!

Ambla sang laut und immer lauter eines jener muntern Liebeslieder, an denen das heit're, gute Völkchen Tahiti's einst so reich war, Ambla sang immer lauter und bemerkte nicht die ihr zugewandten, ängstlich bittenden Mienen der getreuen Nangeh.

Plötzlich fuhr die Dienerin auf vom Boden, war mit zwei behenden Sätzen dicht an ihrer Herrin und schloß dieser den Mund mit der Hand.

„Was hast Du?" fragte Ambla staunend.

„Der Herr!" flisterte Nangeh.

Ambla wurde sehr blaß.

In diesem Augenblick trat ein ziemlich alter, langer und sehr magerer Mann durch die Bäume, die Molis Hütte umringten, und schritt auf Ambla zu. Dieser Mann trug einen schwarzen Rock, der mit großen

Hornknöpfen vom Halse bis zum Knie zugeknöpft war und unten nur ein Paar glänzend polirte Steifstiefeln, so wie oben nur ein blendendweißes Halstuch sehen ließ. Diesem Europäer folgten zwei Tahitier von denen der Eine ein langes Bambusrohr mit goldenem Knopf trug, der Andere aber einen geflochtenen Sonnenschirm über dem Haupte des Europäers hielt, das nur mit einer leichten Mütze von schwarzer Seide bedeckt war.

Nangeh und Ambla neigten sich tief vor diesem Manne, der seinen breiten Mund zornig verzog und sie mit seinen häßlichen blaugrauen Augen eine Weile anstarrte, ehe er mit harter rauher Stimme zürnte:

„Welche von Euch hat gesungen?"

Sogleich trat Nangeh, die treue Nangeh, vor und sprach demüthig „ich war es o Herr, verzeihe mir!"

„Der Mund der Afah redet unwahr, die Tochter Olaweh's sang!" rief Ambla ernst und trat ebenfalls einen Schritt vor.

„Hab ich Euch nicht verboten zu singen" zürnte der Missionair der brittischen Propaganda, Herr Tyrman, „hab ich Euch nicht gesagt, daß man sich des Gesanges nur bedienen dürfe zur Ehre Gottes in der Kirche, ich werde Dich hart strafen Ambla, wenn ich Dich oder Deine Dienerin wieder singen höre, hüte

Dich, überhaupt bin ich sehr unzufrieden mit Euch — ich bin heraufgekommen um ein ernstes Wort mit Moli zu reden, Du Ambla warest am Sonntage wieder nicht in der Kirche und Du Nangeh hast vier Tage ohne Entschuldigung die Schule versäumt, obwohl Du, sowohl im Lesen als im Schreiben der Schlechtesten Eine bist, wo ist Dein Mann, Ambla?"

„Moli fragt sein Weib nicht, soll ich dorthin gehen, oder dahin?" lautete Ambla's kurze Antwort.

„Wann kehrt er heim?"

„Ich weiß es nicht!"

„Du weißt es, trotziges Weib!" zürnte der christliche Missionair „rede, oder ich werde Dir den Trotz austreiben lassen, rede!"

„Ich weiß es nicht!"

„Helotah!" befahl der Missionair, indem er dem Tahitier mit dem Bambusrohr einen bedeutsamen Blick zuwarf.

Dieser aber trat einen Schritt zurück und sah den Geistlichen erstaunt an.

„Nun?" herrschte der Missionair.

„Sie ist die Tochter des großen Jeri Olaweh!" flisterte der Tahitier entschuldigend.

„Und da wagst Du nicht meinem Gebot zu folgen und sie zu schlagen?“ schrie der Missionair im höchsten Zorn, „eben weil sie die Tochter des elenden Olaweh ist, der das Christenthum zeitlebens bekämpfte, eben deshalb sollte Ambla härter gezüchtigt werden, als andre, wird's bald!“

Der Tahitier rührte sich nicht von der Stelle, Ambla stand wie eine Bildsäule, ruhig, ohne sich zu regen, aber ihre Augen strahlten grimmen Zorn.

„Wird's bald, Helotah!“ schrie der Missionair noch einmal, der Tahitier, der Küster und Polizeidiener in einer Person war, zitterte, aber er gehorchte nicht, da riß ihm der christliche Missionair den Bambusstock aus der Hand und schlug ihn damit so heftig auf den Kopf, daß der arme Mensch zurücktaumelte und fast umgesunken wäre.

Das Rohr drohend erhoben fragte der Missionair jetzt Ambla „wann kehrt Moli zurück?“

„Ich weiß es nicht!“ lautete die Antwort und unter den pöbelhaftesten englischen Tavernenschimpfworten schlug der Geistliche unbarmherzig auf das blühende Weib los, das schweigend ohne einen Schmerzenslaut die unwürdige Züchtigung duldete, während Nangeh in ein lautes Geschrei ausbrach.

Die schändliche Scene spielte eine ziemliche Weile, endlich ermattete die Hand des christlichen Missionairs. Die bloßen Arme Ambla's zeigten zahlreiche Striemen und Risse.

Keuchend, schwitzend, außer Athem befahl jetzt Herr Tyrman „sobald Moli nach Hause kommt, soll er bei mir erscheinen, fehlst Du morgen Abend in der Betstunde, Ambla, so laß ich Dich bis aufs Blut peitschen, ebenso Dich, Nangeh, wenn Du wieder eine Betstunde versäumst!"

Ohne Gruß entfernte sich der geistliche Tyrann der harmlosen Kinder Tahitis mit seiner Begleitung, erst als er weit, sehr weit die Hütte Moli's im Rücken hatte, begann die schöne Ambla heftig zu weinen, während die getreue Nangeh unter Thränen die Wunden der geliebten Herrin mit linderndem Palmöl wusch.

Plötzlich rauschte es durch die Pfefferstrauchbüsche und ein ernster hochgewachsener Mann stand mit funkelnden Augen bei den Weibern vor der Hütte.

Er warf einen flammenden Blick auf die beiden Frauen, dann fragte er mit zornbebender Stimme: „Wer hat Ambla, die Tochter des großen Olaweh geschlagen?"

Moli, das war der junge Mann, war hochgewachsen und weiß, fast wie ein Europäer, ein Zeichen, daß das goldne Blut der Feudalherren Tahiti's, der Jeri, unvermischt durch seine Adern floß. Sein reiches, schwarzes Haar schmückten gelbe Federn, gekleidet war er fast wie Ambla, nur daß der um den Leib geschlungene Maulbeerbaststreifen zwischen den Füßen hindurchgezogen war und so eine Art Beinkleid bildete, das die Tatowirung der entblößten kräftigen Glieder sehen ließ. Zwei Wurflanzen hielt der zornige Jeri in der Rechten und schüttelte sie heftig, als er seine Frage wiederholte.

Auch jetzt antwortete Ambla nicht, aber Nangeh hob ihr bethräntes, braunes Antlitz empor zu dem Jeri und sprach leise mit zornzitternder Stimme: „**Athna rahai** möge ihn zerschmettern, der fremde Mann hat die Tochter des großen Olaweh geschlagen!"

„Die Hand möge verdorren, die Ambla schlug!" schrie der Jeri mit dem Ausdruck des wildesten Schmerzes und tödtlichsten Hasses, dann war er mit einem Male wieder sanft wie ein Lamm, trocknete mit seinen Fingern die Thränen von Ambla's Wangen, küßte die Schwielen auf ihrem Arm und flüsterte ihr leise, aber eifrig, Trostworte in's Ohr.

„Moli war noch ein Kind“ flüsterte er, aber er hat Tahiti noch frei gesehen, er hörte die Jeritöchter singen, er sah sie tanzen, es war eine lustige Zeit, er hat Tahiti frei gesehen und frei soll Tahiti wieder werden, keine Hand soll sich ungestraft aufheben gegen die Tochter Olaweh's, der fremde Mann soll gar nicht nach Tahiti kommen, oder er soll dem Jeri gehorchen, weine nicht, meine weiße Taube, Du Morgenstrahl meiner Seele, der bleiche Mann wird ein todter Mann sein!“

Ambla hatte sich aufgerichtet und ihre beiden Hände auf Moli's Schultern gelegt, sie schaute ihm in die großen schwarzen Augen mit so durchdringendem Blicke, als wolle sie ihm durch die Augen hinab in die Seele sehen.

„Areoy?“ flüsterte das schöne Weib leise fragend.

„Areoy!“ entgegnete Moli ernsthaft bejahend.

„Timoridi?“ fragte Ambla wieder und ihre Glieder bebten, wie von einem wollüstigen Schauer ergriffen und ihre Augen gossen leuchtende Strahlen über ihr plötzlich geröthetes Antlitz.

„Timoridi!“ erwiederte Moli und schlang wie rasend seine Arme um das blühende Weib, drückte es heftig an sich, küßte es feurig und ließ es dann wieder

mit einem Seitenblick auf Nangeh und einem tiefen Seufzer von sich.

„**Ote Papa!** mag die Fremden verderben!“ fluchte Moli.

„**Athna rahai** gebe seinen Segen dazu!“ schloß Ambla.

Jetzt stellte Nangeh ein geflochtenes Körbchen mit Brodfrucht und der beizenden Ethepflanze, mit Bananen und geröstetem Ahel, welcher wie Kastanien schmeckt, vor den Jeri, Ambla aber reichte ihrem jungen Gemahl eine Flasche mit berauschendem Aratmak, dann entfernte sie sich mit Nangeh einige Schritte von der Hütte, denn Moli sollte seine Mahlzeit halten und dabei durfte nach alter Tahitischer Landessitte kein Weib zugegen sein.

Moli aß stark, wie alle Tahitier, sonst sehr mäßig im Trinken leerte er heute die Kürbißflasche und als er nach beendeter Mahlzeit die Frauen herbeirief, konnte er Ambla nicht, wie er sonst gewöhnlich that, einen Schluck von dem berauschenden Aratmak anbieten.

„Der fremde Mann will mit Dir reden, Moli!“ sprach Ambla, indem sie sich neben ihren Gemahl auf der Bastmatte niederließ.

„Will er?“

„Wirst Du mit ihm reden?"

„Ich werde!"

Das Haupt des Jeri sank an die Brust der jungen Frau, die es jetzt mit den runden, weichen Armen umfing und sanft zu ringen begann, mit den Augen aber der getreuen Nangeh ein Zeichen gab.

Die treue Dienerin zögerte mit sichtbarer Aengstlichkeit.

„Er hat es so gern!" flüsterte das junge Weib beinahe bittend.

Da kniete Nangeh neben der Thürschwelle nieder, hob eine Matte empor und brachte eine seltsam geformte, kleine Rohrflöte hervor, auf welcher sie alsbald leise eine liebliche, sanft klingende, sehr einfache Weise zu blasen begann.

Diese kleine Flöte war das uralte Lieblingsinstrument der Tahitier, Männer und Frauen spielten es, wie aber die englischen Missionaire, in ihren traurigen elenden Glaubensvorurtheilen bornirt, dem heitern lustigen Völkchen das Singen außerhalb der Kirche untersagt hatten, so hatten sie auch das Flötenspielen bei schwerer Strafe verboten, daher die Aengstlichkeit der getreuen Nangeh, die sich erst der für sie unwiderstehlichen Bitte der geliebten Herrin unterwarf.

Von den weichen Armen seiner schönen, jungen Frau sanft gewiegt, ermüdet von dem Jagdzug am Morgen, angegriffen von dem berauschenden Aratmak entschlummerte der Häuptling bald unter dem Flötenspiel Nangeh's; er schlummerte süß an der Brust Ambla's, die nun auch die Augen zu schließen begann, endlich entfiel die Flöte den Händen der treuen Dienerin. — Tiefe Stille herrschte in der Hütte Moli's, kleine Papageien streiften leise durch die Wipfel der Palmen und Tauben mit glänzendweißem Gefieder kos'ten und schnäbelten und girrten schmachtend auf dem Blätterdach der Hütte. Der Wind, vom Meer her, spielte mit den schweren Palmenblättern und setzte sie leise in eine sanft rauschende Bewegung. Eine Stunde dieser balsamischen Ruhe mochte verflossen sein, als von fernher schrilles Glockengeläut hereindrang in den heimlichen Frieden der Waldeinsamkeit.

Es war die Glocke der Missionaire, die den Tahitiern zu beten befahl.

Beten und immer beten sollte das einst so fröhliche Volk Tahitis, beten und gehorchen, so wollten es die christlichen Missionaire, die unumschränkter und souverainer denn morgenländische Despoten auf Tahiti befahlen.

Vom Klange der Glocke geweckt fuhr Moli schaudernd auf von der Brust seines Weibes, er drückte einen Kuß auf die heiße Wange Ambla's und ergriff, der also Erweckten freundlich zunickend, seine Wurfspeere, dann ging er langsam mit festen Schritten der Lichtung des Palmenwäldchens zu, das den Eingang in das kleine Bergthal deckte.

Grimm kochte in der Brust des stolzen Jeri, er mußte gehen und dem Missionair gehorchen, dem fremden Manne, der sein Weib, sein geliebtes, schönes Weib geschlagen.

„Wie kann man Ambla schlagen?" fragte sich der Sohn der Natur „und wenn sie auch nicht die Tochter des großen Olaweh wäre, wie kann man ein junges, schönes Weib schlagen?"

Das ging über seinen einfachen und doch scharfen Verstand.

Durch solche Gedanken wurde der Grimm immer mächtiger in der Brust des Jeri, er schüttelte seine Wurfspeere gewaltig und betete, aber nicht zu dem gütigen **Athna rahai**, sondern zu dessen finstrer Gattin, der schaurigen Todesgöttin **Ote Papa.**

Geduld!

Moli kam in das Dorf und schritt der Wohnung des Missionairs zu.

Der stolze, straffe Schritt des Jeri wurde unsicher als er sich der Wohnung des Missionairs, die dicht an der Kirche lag, näherte; einen halb scheuen, halb zornigen Blick warf er auf den Policeiofficianten, der mit seinem Bambusrohr Groß und Klein in die Kirche zum Gebet trieb.

Langsam kam dem Jeri ein anderer Mann entgegen, der schön gewesen wäre ohne die außerordentliche Corpulenz, er trug alte europäische Kleider und schien nicht wenig stolz darauf zu sein. Dicht vor Moli blieb er stehen und schaute fragend in das zornige Antlitz des Häuptlings, dieser deutete mit der Hand auf die Tahitier, die eben wie eine Heerde Wollenvieh in den Stall der Kirche eingetrieben wurden.

„Afah! rothes Blut!" entgegnete der Wohlbeleibte verächtlich mit den Achseln zuckend, „die Afah dienen dem Jeri treu, der fremde Mann hat kein Recht über das rothe Blut!"

„Aber Macht!"

„Die Jeri sind Herren!"

„Gewesen!"

„Sie werden es wieder sein!"

„Vielleicht!“

„Was denkt der Sohn Akels?“

„An das, was er gestern Abend gegessen und an das was er heute essen wird!“ erwiederte der wohlbeleibte Herr und zwinkerte seltsam mit den Augen dazu.

„Areoy!“ flüsterte Moli jetzt, indem er sich vorwärts zu Ewaneh, dem Sohne Akels neigte, dieser nickte und sah dann dem Häuptling wieder ins Antlitz.

„Der fremde Mann hat die Tochter des großen Olaweh geschlagen!“ stieß jetzt Moli zwischen den Zähnen hervor, in die schlaffen Züge Ewaneh's kam plötzlich Leben, er faßte die Hand Moli's und ging hastig weiter. Moli aber erreichte schnell die Thür des Missionairs und hob den blanken Messingklopfer.

Ein eingeborener Diener öffnete dem Häuptling und führte ihn über eine elegante Hausflur in das mit allen Stücken brittischen Comforts ausreichend versehene Zimmer des Missionairs.

Beim Eintritt Moli's stand Herr Tyrman auf und trat dem Jeri einen Schritt entgegen, der seine volle Kraft aufbieten mußte um nicht vor dem Blick des Geistlichen zu zittern.

Einen solchen Schrecken hatten die Priester der Religion der Liebe selbst den kühnsten Seelen in Tahiti eingeflößt.

Ein Umstand kam dem jungen Moli zu statten, er war nicht allein mit dem Missionair, sondern mit der ganzen Familie des Geistlichen, bestehend aus dessen Frau und zwei Töchtern, waren noch drei Fremde zugegen, der Capitain eines brittischen Handelsschiffes, welches heute erst eingelaufen und ein junges europäisches Ehepaar.

„Moli" begann Tyrman „ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu reden!"

Der Jeri schwieg und sah den Geistlichen an, die ganze Gesellschaft blickte auf den schönen, prächtig gewachsenen jungen Mann.

„Du bist mir sehr mißfällig. Moli! warum bist Du den Befehlen ungehorsam, die das Parlament erlassen hat, warum trägst Du noch immer die unanständige Tracht, die den Körper auf eine unsittliche Weise entblößt?"

„Moli hat kein gelbes Gold und kein weißes Geld, und kann keine Kleider kaufen!" erwiederte der Jeri einfach.

„Warum kamst Du nicht zu mir, ich hätte Dir Kleider gegeben?“

„Ich bin golden Blut, der Afah bettelt!“ rief der Jeri stolz.

„Wie?“ zürnte der Geistliche „noch immer der alte Aberglauben? Dein Blut ist nicht anders als das anderer Menschen, vor Gott sind alle gleich!“

„So ist Gott nicht auf Tahiti!“ lautete die einfache Antwort.

Der Geistliche biß sich auf die Lippen, und verstand recht wohl, was in der Antwort des Häuptlings lag, er fuhr erst nach einer kleinen Pause fort: „ich werde Dir Kleider schenken, Du wirst sie tragen und für Ambla wird Dir meine Gemahlin geben, hörst Du — jetzt, warum hast Du Agassoh geschlagen?“

Der Häuptling ließ sein Haupt auf die Brust sinken einen Moment, dann hob er es wieder empor, sah den Geistlichen mit einem Flammenblicke an und sagte ganz leise, aber ganz vernehmlich „wie kann man Ambla, die schöne Ambla, die Tochter des großen Olaweh schlagen?“

Der Missionair verfärbte sich etwas, dann antwortete er trocken: „das gehört nicht hierher, Ambla war trotzig und verdiente Strafe —“

„Ambla war nicht trotzig, die schöne Ambla ist nie trotzig, sie ist eine Taube!“ fiel Moli dem Missionair heftig ins Wort „Ambla log nicht, goldnes Blut lügt nie, das rothe Blut lügt, die schöne Ambla wußte nicht, wo Moli war!“

„Gut!“ entgegnete der Britte „so empfing sie die Schläge für Versäumniß der Betstunde —“

„Ich hatte ihr verboten hinunter zu gehen —“

„Wie?“

„Ambla war krank, Ambla wird bald Mutter werden, sie soll in der Hütte bleiben und doch schlug man sie, daß ihre weißen Arme blutig waren!“ sagte Moli traurig und mit einem Zittern in der Stimme, das seine tiefe Empörung verrieth.

„Geh!“ rief der Missionair, der zwar nichts von dem, was er gethan bereute, der sich aber vor seinen Gästen schämte, daß er ein schönes schwangeres Weib geschlagen.

Mit stolzem Schritt verließ Moli die Wohnung des Missionairs, sein Siegesbewußtsein hob ihn, er fühlte, daß er einen moralischen Sieg davon getragen über den gefürchteten Geistlichen und er war kühn genug diesen Sieg zu verfolgen, Moli's Sieg über den sehr ehrwürdigen Herrn Tyrman war der erste Stoß, den

die Autorität der brittischen Missionaire auf Tahiti erhielt.

Wir haben in dem Familienzimmer des brittischen Missionairs ein junges europäisches Ehepaar, das so eben auf der brittischen Fregatte **the conqueror** gelandet bemerkt — das junge Ehepaar direct an den Herrn Tyrman empfohlen, logirte in dessen Hause, es sah sich kaum allein, als der Mann das junge Weib heftig in seine Arme schloß und schmerzlich bewegt rief: „ach, Mathilde, ich möchte wieder hinaus auf die unfruchtbare See — wohin soll ich fliehen, damit ich nicht sehe, wie der Priester gegen die Menschen wüthet, wie geistliche Falschmünzer das lautere Gold des Gottessegens dem Volk in Fluch umsetzen!"

Das Weib weinte am Halse des Gatten.

Dieses junge Ehepaar mußte bittere Erfahrungen mit dem Priesterthum gemacht haben.

Das junge Paar war der Sohn des Paters von Lusignan und Mathilde von Aßmann. —

10.

Sie sprach: „Fahre wohl du Sonne, du rosenrother Tag,
Meiner Augen Wonne, fahr wohl du Frühlingstag,
Ihr Brünnlein an der Haide, die all mein Spiel gesehn,
Fahrt wohl ihr Veilchen im Walde, ich soll euch nimmer
pflücken gehn.
Nimmer soll ich hören der kleinen Vöglein Scherz
In lichten Maientagen; es soll auch nie mein Herz
Süßer Minne pflegen, und bin doch jung und roth."
(Emanuel Geibel.)

„Sie entschuldigen Herr Baron!" sprach ein königlich Preußischer Feldjäger in das Zimmer des Lieutenants von Mortimer tretend.

„Bitte sehr, nehmen Sie Platz!" rief dieser, indem er hastig von dem Sopha aufsprang, auf welchem er mit Stiefeln und Sporn in einer mehr malerischen, als eben anständigen Stellung verharrt hat, seit er heimgekehrt von der Reitbahn.

„Ich komme," sprach der Feldjäger weiter, „so eben direct aus Rom und habe nur meine Depeschen

im Ministerio des Auswärtigen abgegeben, hier ist ein Brief des Herrn von Linckhaus für Sie, ich habe ihm die persönliche Uebergabe versprechen müssen."

Die Hand des tapfern Kürassier's zitterte beinahe, als er den Brief seines Vetters empfing, er vermochte kaum die gewöhnlichen Complimente zu stammeln und riß mit einer fast fieberhaften Ungeduld den Umschlag von dem Briefe, als sich die Thür hinter dem Feldjäger geschlossen.

„Sie ist wieder gefunden, Vetter!" schrieb Anastasius von Linckhaus an den Lieutenant, „sie ist wieder da, seit gestern halte ich meine Therese wieder in meinen Armen, seit gestern sehe ich wieder in das süße Gesicht meiner Geliebten, höre wieder ihre holde Stimme, athme wieder in ihrer Nähe; Mortimer, Sie fühlen's mit mir, die Bergeslasten sind abgewälzt von meiner Seele, wie durch einen Zauberschlag ist aller Kummer verschwunden, mein Herz schlägt wieder frisch und fröhlich dem Leben entgegen. Mortimer, ich bin toll, nein, ich bin fromm, ich lache, ich weine, ich bete und dennoch fluche ich dazwischen, Mortimer, Sie begreifens nicht, oder ja? Doch Sie müssen's begreifen können, Sie sollen's begreifen, es giebt keinen Zufall, es ist

ein allmächtiger Gott über uns, ein gewaltiger Gott, der seine Hand überall schützend ausstreckt, ein Gott, der gütig, unendlich gütig gegen uns ist, obgleich wir wie Tollhäusler und Narren uns einbilden, wir thäten etwas ohne ihn. Sie begreifen mich nicht, Sie verstehen mich nicht, Sie sollen mich aber verstehen, Sie werden dann sich bestimmt mehr um Gott kümmern, als Sie bisher gethan haben. Ich bin Ihnen eine ordentliche Erzählung schuldig, so hören Sie denn und bekennen Sie, daß der alte Gott noch täglich Wunder wirkt, daß wir aber mit Blindheit geschlagen sind, oder besser, daß wir geflissentlich unsere Herzen verstocken, um ihm, dem Allmächtigen keinen Dank schuldig zu sein für seine Wunder."

„Sechs Wochen sind verstrichen, seit ich Ihnen in meinem letzten Brief meine Verzweiflung über das unerklärliche Verschwinden meiner Therese und die gewissenlose Landräthin schilderte. Meine Nachforschungen, obwohl von einem hier sehr gewaltigen Manne, dem Pater von Lusignan, der jüngst zum Benedictinerordensgeneral erwählt wurde, mächtig gefördert, führten zu keinem Resultate. Ich war außer mir, ich schrieb an den edeln Prinzen, der mich zu fernerer diplomatischen Ausbildung von der Magdeburger Fe=

stung aus nach Rom gesendet, daß ich außer Stand jetzt seinen Wünschen zu entsprechen, ich erhielt einen tröstlichen Brief und den Befehl, bis auf Weiteres in Rom zu bleiben. Den armen Herrn von Aßmann sah ich einmal bei einem Fürsten Monfalcone, er lebte auf einem Gute dieses Herrn und trug seinen Schmerz um die verlorne Tochter als Mann, ja, als Mann; lächeln Sie nicht, der Schmerz hat den Freiherrn zum Manne gemacht, er ist ernst und bekümmert und langweilt sich nicht mehr. Tage lang schloß ich mich ein und zermarterte mein Gehirn, Theresen mußte ich finden und wußte doch nicht, wo ich sie suchen sollte. Ich bebewohnte ein großes Hôtel auf dem Korso, ich bewohnte ganz allein einige Zimmer darin, die übrigen Räume standen leer, ein großer altfränkischer Garten stieß an die Rückseite meines Hôtels; er war ganz vernachlässigt und lag wüste, alle Tage strich ich Stunden lang zwischen den verwilderten Beeten umher, der Garten paßte zu meiner Stimmung — da, es war am Montag Morgen kurz nach Sonnenaufgang, komme ich an das äußerste Ende des Gartens, da sehe ich ein Stück Papier, wie eine Patrone zusammengerollt, vor mir liegen, zufällig fielen meine Augen darauf und zufällig besann ich mich, nicht wahr, Vetter, lauter Zu-

fall? daß ich das Papier schon gesehen haben müßte, wenn es gestern hier gelegen hätte, oder vorgestern, ich hob es auf, es war ganz von Regen durchnäßt und ging auseinander, als ich es aufzurollen versuchte; inwendig war es beschrieben gewesen, der Regen hatte die Züge ausgelöscht, ich vermochte nichts zu lesen. Verwundert sann ich darüber nach, wie das Papier über die hohe Mauer hätte in den Garten kommen können, denn ich war gewiß, daß ihn außer mir Niemand betreten hatte; ich maaß die Mauer mit den Augen, da warf der frische Morgenwind, nicht wahr zufällig? eine zweite Papierrolle von der Mauer, sie mußte auf der Mauer gelegen haben, denn sie fiel glatt und dicht an der Wand nieder — ich sprang hinzu, rollte das ganz niedliche Papier auf und las: „Saget dem Vater von Lusignan vom Orden des heil. Benedict, daß Therese hier eingeschlossen sei.“

Haben Sie eine Ahnung von den Gefühlen, Vetter, die mich durchstürmten, als ich diesen Zettel fand? Mir zittert noch heute die Hand, halb bewußtlos lehnte ich meine fieber-glühende Stirn an die steinerne Mauer, es dauerte lange ehe ich zur Besinnung kam, dann aber raffte ich mich auf und überlegte, was zu thun.

Therese, meine Therese war in meiner Nähe, diese Zeilen konnte sie nicht gestern geschrieben haben, sie wären sonst vom Regen verwischt worden, vor wenigen Minuten vielleicht noch war dieser Zettel in ihren Händen gewesen; wo aber war Therese? ich ging von der Mauer, immer nach ihr hinsehend, rückwärts und gewahrte endlich erst ein Dach, dann eine Reihe vergitterter Fenster, dann noch eine — hinter einem dieser Gitter schmachtete Therese, meine Therese und harrte des Befreiens. Mit einer Kaltblütigkeit, die ich heute unbegreiflich finde, die mir wahrhaftig nicht der Zufall, sondern nur Gott allein geben konnte, ging ich in mein Haus zurück und verglich einen Plan von Rom. Es war richtig, der Garten meines Hauses stieß unmittelbar auf das Haus auf der Ripettastraße, in welchem der Fürst von Monfalcone meine Braut vergeblich gesucht hatte. Jetzt befahl ich meinem getreuen Schindler, mir mit einer Leiter zu folgen. Ich erklimmte die hohe Mauer und sah hinunter in einen schmalen, schmutzigen Gang, auf dessen feuchtem Pflaster zahllose Papierröllchen verstreut lagen. Nicht wahr Vetter, der Zufall war es, der von vielleicht anderthalbhundert Röllchen gerade nur zwei auf und über die Mauer und vor meine Füße warf? Ich stand auf der Mauer,

da gewahrte ich plötzlich hinter den Eisenstäben der Fenster vor mir, die auch noch mit einem Drahtnetz vergittert waren, eine undeutliche Gestalt und in dem Augenblick rief eine liebe bekannte Stimme: „Anastasius!“ Ich zitterte heftig, Gottes Hand hielt mich auf der Mauer, meine eigene Kraft nicht, ich wäre hinabgestürzt, so heftig erschütterte mich diese Stimme, es war die Stimme meiner Therese. Nur einen Moment besann ich mich, dann zog ich die Leiter, so schwer sie war, ich fühlte in dem Moment ihre Last nicht, herauf und legte sie quer über den schmalen Gang zwischen der Mauer und dem Gefängniß meiner Therese. Auf der Mauer konnte die Leiter nur locker liegen, ich suchte ihr einen festen Halt in dem Fenster drüben zu geben, Gott führte meine zitternde Hand, der mächtige Stoß der schweren Leiter brach mit einem Ruck die wahrscheinlich rostmorschen Eisenstangen mit dem Drahtgitter zusammen und warf sie klirrend durch die Fensterscheiben in das Gemach, in dem ich nun deutlich meine Therese erblickte.

Ich hatte keinen Augenblick Zeit mich zu besinnen, Therese ließ mir keine Zeit, denn unmittelbar nachdem das Fenster zerschmettert in's Gemach gefallen war, erschien die Gestalt der Geliebten auf der Brüstung unter

von dem edeln Prinzen, auf dessen Anlaß ich in Rom bin, Erlaubniß zur Rückkehr nach Preußen zu erwirken. Meine Braut würde hier keinen Augenblick vor der Rache der Jesuiten geschützt sein. Selbst unser mächtiger Freund, der Benedictinergeneral würde uns nicht schützen können. Seit gestern ist auch der Landrath von Aßmann hier bei uns und selig über seine wiedergefund'ne Tochter, er denkt gar nicht mehr an seine verlorene Frau und an sein verlorenes Vermögen, glücklicher Weise brauche ich Theresens Geld nicht, auch Mathilde braucht es nicht — ah da ist eine neue wunderbare Geschichte, die Sie noch nicht wissen, Vetter, hören Sie, Mathilde von Aßmann, Theresens Schwester, ist seit länger als vier Monaten verheirathet und seit drei Monaten schon hat sie mit ihrem Manne, der ein Verwandter des Paters von Lusignan und des Fürsten Monfalcone ist, er heißt Graf Courtenay, Europa verlassen; die jungen Leute wurden ebenfalls von den Jesuiten verfolgt. Nun genug, lieber Vetter, gestern war ich bei Nacht in unserm Gesandtschaftshôtel, ein Feldjäger wird Ihnen, diesen endlosen Brief — die Freude macht geschwätzig, mitbringen, sobald ich Erlaubniß zur Rückkehr von meinem edeln Fürsten habe, eile ich nach Berlin — Gott segne mir Berlin, Rom

ist ein entsetzlicher Aufenthalt. Danken Sie Gott mit mir, mein Vetter, und bitten Sie ihn mit mir, daß er uns ferner gnädig beschütze. Meine Therese grüßt Sie herzlich wie Ihr Vetter Anastasius von Linckhaus."

Als der brave Kürassier diesen Brief zu Ende gelesen, sprang er jubelnd auf, schnallte den Pallasch um und stürzte hinaus auf die Straße; wer den jungen Ritter so eilig dahin rasseln sah über die breiten Trottoirs hätte sicher geglaubt, es sei ihm ein großes, ein entsetzliches Unglück wiederfahren und wirklich als er den Obristen von Hoya nicht zu Hause traf, stand er wie vom Blitz getroffen.

Man kann das Unglück viel eher allein tragen, als das Glück.

Eine Seele mußte der Kürassier haben, der er sich mittheilte, er hatte die beste Lust geradezu zu dem Prinzen zu laufen, der sich seines Vetters so hochherzig angenommen, doch bemerkte er noch zur rechten Zeit, daß er nicht vorschriftsmäßig angekleidet, deßhalb rannte er zum Geheimrathe von Bärenklau, er sprang die Stiegen empor, stieß den entsetzten Kammerdiener bei Seite, riß die Thür auf und rasselte ins Gemach.

„Donner Wetter!“ schrie ihm der Rittmeister von Walter und Cronegk entgegen, „Vetterchen, wo kommen Sie schon her?“

Und mit lieblichem Erröthen nahte sich die schöne Athalie dem Küraſſier, ſie führte einen lockigen, derben Jungen an der Hand, der sein Händchen keck nach dem blanken Pallasch des Küraſſiers ausstreckte, worüber sich der Rittmeister nicht genug freuen konnte.

Der Geheimrath stand lächelnd mit verschränkten Armen im Zimmer und sagte auf die Gruppe deutend: „Sie sind eben aus Italien angekommen, Herr von Mortimer!“

Mortimer küßte Athalie's Hand, dann umarmte er seinen Vetter und mußte gewaltig lachen, als ihm dieser sagte: „Vetter, haben Sie nicht die neue Rangliste bei sich, denken Sie sich, ich habe die Rangliste von diesem Jahre noch nicht gesehen!“

„Er hat schon in Venedig danach gefragt!“ setzte Athalie lächelnd hinzu, „bitte, Herr von Mortimer, besorgen Sie ihm die Rangliste, damit er endlich Ruhe hat.“

„Vetter,“ brummte der Rittmeister, „schauderhaftes Land das, Italien, Soldaten he! na, zum todtlachen,

oder zum todtärgern und als ich wieder in Venedig ordentliche Soldaten sah, da waren's Deutsche; in Rom, bin zwar nur ein Paar Tage dort gewesen, hatte es aber gleich satt, nichts als Glockengeläut und Bettelleute, keine Polizei dort, keine Soldaten, elendes Land, nur die Farbe des Himmels ist hübsch, ganz dasselbe Blau wie die Jacken der Husaren vom zwölften, Stab in Merseburg, Obersten seit 1815 —"

„Um Gotteswillen, Walter!" rief Athalie scherzhaft ängstlich.

„Chef Generallieutenant von Natzmer Excellenz!" murmelte der Rittmeister noch, dann nahm er seinen Jungen beim Arm und marschirte mit ihm „ein und dreißig, zwei und dreißig, rechten linken, Speck und Schinken" im Zimmer auf und ab.

Jetzt erst fand der tapfere Kürassier Platz für seine Mittheilung aus Rom, die mit großer Theilnahme aufgenommen und durch die Nachricht erwiedert wurde, daß der General von Drobenstein in Rom gestorben sei; gleich nach seinem Tode aber seine Gemahlin, die Generalin, in den Orden der himmlischen Annunciaden getreten, die Tochter aber nach einem französischen Kloster zum heiligen Herzen abgereis't sei.

Die Schwestern vom heiligen Herzen sind bekanntlich die Jesuitinnen, die Weiber der Jesuiten.

Von der Frau Landräthin wußte Niemand etwas, dagegen lebte der General von Storkow lustig und guter Dinge mit seiner jungen Gemahlin auf einer üppigen Villa in den Albanerbergen.

„Mein Gott, woher wissen Sie das Alles, Excellenz?“ fragte Herr von Mortimer den Geheimrath. Dieser lächelte, dann antwortete er: „Ich begegnete gestern in der Bellevuestraße dem Professor Dr. Wagenknecht, der recht elend aussah und auch meinte, die italische Luft habe ihm gar nicht gut gethan, er hat mir alle diese Dinge erzählt, von Aßmanns wußte er nichts, sie waren seiner Meinung nach spurlos verschwunden, er klagte sehr über die abnehmende Frequenz seiner Zuhörer und die Abonnementsschwindsucht seiner lutherischen Wochenzeitung!“

„Sagte er nichts von —“ begann Athalie, stockte aber dann erröthend.

„Von dem schändlichen Buben, dem Spangenberg, oder wie er sonst hieß“ — fuhr der Geheimrath ruhig fort — „ja, er behauptete, der Mensch habe ihn betrogen, schändlich betrogen, ich glaubte es ihm gern, be=

dauerte ihn aber keineswegs; Frau von Barnave, die Mutter des Jesuiten ist in Roveredo gestorben, Obrist Favrat erzählte es mir, ein deutscher Krämer dort hat den Todtenschein hierher gesendet."

11.

Wer des Guten Freund will heißen,
Nun der setze auch was dran;
Lieb' ist Kraft und will sich brechen,
Muß sich brechen eine Bahn.

Wer des Guten Freund will heißen,
Muß des Bösen Feind wohl sein,
Lieb' ist Kraft und männlich Zürnen
Wenn das Böse greift herein.

Klug ist wohl die Zeit geworden,
Alles dünkt ihr gut und recht.
Mit dem Hasse hat verloren
Auch die Liebe dies Geschlecht.

Halte darum fest am Hasse,
Wer noch brünstig lieben kann;
Wie ein Kind, so will ich lieben,
Aber zürnen wie ein Mann.

(Christian Klaus Kunel.)

Die Spieluhr auf dem Thurm der Parochialkirche in Berlin sang etwas fistulirend ihr frommes Lied, als wolle sie durch die alten, wohlbekannten Klänge die wackere Parochialgemeinde trösten über das donnernde Anathema, welches ein gewisser Geistlicher allsonntäglich in ihrer Kirche ausspricht.

Eine charakteristische Anecdote brachten vor einiger Zeit die öffentlichen Blätter: „alle Philosophen trifft Gottes Strafgericht," predigte jener eifrige Mann, „schon hier auf Erden, Kant wurde wahnsinnig auf seine letzten Tage, hielt sich für einen Esel und fraß Disteln!" Unglücklicher Weise befand sich unter den Zuhörern, oder vielmehr unter den Zuhörerinnen, des frommen Mannes die Frau eines Professors der Philosophie, die sich durch solche Aeußerung des Geistlichen gewaltig gekränkt fühlte und nach ihrer Rückkehr aus der Kirche bittre Klage führte bei ihrem Gemahl. Der Professor der Philosophie schrieb sogleich ein Billet an den Herrn Prediger, in welchem er ohne philosophische Floskeln erklärte: „Der Herr Prediger habe gar nicht nöthig wahnsinnig zu werden, er werde nichts gegen die Natur thun, wenn er gleich, sofort anfange Disteln zu speisen" u. s. w.

Es war am Mittage des dritten Mai 1846 an einem Sonntage, als die Spieluhr auf dem Thurme der Parochialkirche ihr frommes Lied sang und die Töne ihrer Fistelstimme auch in ein artiges Zimmer der Beletage eines Hauses auf der Klosterstraße schickte.

In diesem Zimmer ging ein ältlicher Mann mit dünnem Blondhaar ungleichen Schrittes auf und ab

und blieb nur zuweilen an dem einen von einer Epheu-laube geschmückten Fenster, stehen, um mit seinen blaß-blauen Augen einer jungen Frau zuzunicken, die, mit einer feinen weiblichen Handarbeit beschäftigt, dort saß und häufig durch die Scheiben hinabblickte auf die blanke Straße.

Trotz dem kunstreich tambourirten und mit blauen Bandschleifen garnirten Häubchen, trotz der ganz frauen-haften Erscheinung ist es doch Therese von Aßmann, oder vielmehr Therese von Linckhaus, die vor uns sitzt, und der edle Freiherr Hans Aßmann von Abschatz ist der ältliche Herr im braunen Frack mit dem Ordens-kreuz, der so freudig-stolz auf seine älteste Tochter blickt.

Seine Frau und seine jüngere Tochter scheint er ganz vergessen zu haben.

Therese wirft wieder einen Blick durch die Scheibe hinab auf die Straße, helle Freude leuchtet plötzlich aus ihren Augen, sie springt hastig auf, wirft die Nätherei auf den Teppich und eilt hinaus, um einige Secunden später, sanft an ihren Anastasius geschmiegt, wieder einzutreten.

„Nun, lieber Stasch," fragte der alte Freiherr, der etwas neugierig geworden war, „was sollten Sie beim englischen Gesandten?"

Auch Therese sah ihren Gemahl, der nicht gleich antwortete, mit fragenden Blicken an.

Jetzt zog Herr von Linckhaus einen ziemlich dicken Brief hervor und fragte scherzend: „wo kommt dieser Brief her, rathet?“

„Aus England?“ sagte Therese.

„Falsch, aus dem stillen Meer von der Insel Tahiti!“

„Was! von der Königin Pomare?“ schrie der Landrath, der jetzt täglich die Vossische Zeitung las.

„Nein, von unserer Mathilde und ihrem Gemahl!“

„Was? was?“ stammelte der Freiherr, „meine Tochter, die kleine Mathilde im stillen Meere? auf der Insel Otaheiti, bei der Königin Pomare?“

Lächelnd bestätigte der Schwiegersohn die ungläubigen Fragen des Papa's, während Therese mit leuchtenden Augen hastig den ziemlich langen Brief der Schwester durchflog. „Sie ist glücklich, Gott sei Dank, möge sie's bleiben!“ sagte Therese, als sie den Brief zusammenlegte.

Der Brief aus Tahiti enthielt unter vielen Nachrichten, die sich lediglich auf Mathildens und ihres Gemahls Privatleben bezogen, auch eine Bemerkung, die geeignet war, ein eigenthümliches Licht auf Tahiti=

sche Zustände zu werfen. Mathilde schrieb: „von Tage zu Tage steigert sich hier die Reaction gegen die bigotte und tyrannische Herrschaft der protestantisch-englischen Missionaire; die französische Protectoratsflagge sichert die unzufriedenen Insulaner vor der Rache ihrer Tyrannen, der Priester; die Patrioten von Tahiti sind ganz französisch gesinnt, in ihren geheimen Klubbs, Areoy geheißen, wird an einem Plane zur Vertreibung aller protestantischen Geistlichen gearbeitet, **frères ignorantins** aus Frankreich schüren das Feuer; durch die pfäffische Tyrannei seiner Missionaire hat Großbritannien die Liebe und die Achtung der Tahitier verloren — an der Spitze der nationalen oder französischen Partei steht ein schöner, junger Häuptling, Namens Moli, den ich persönlich kenne; seine Frau, Ambla, ist ein reizendes Wesen."

So weit der Brief. —

Ende des zweiten und letzten Bandes.

Druck von Imm. Webel in Zeitz.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bei **Julius Helbig** in Altenburg sind ferner erschienen:

Novellen

von

Ida Frick.

Erster Band. 8. brosch. 1 Thlr.

Die

Tochter des Frömmlers.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte unserer Tage

von

George Hesekiél.

gr. 8. brosch. 1 Thlr.

Motto:
Mundus vult decipi ergo decipiatur!

Eine wahrhafte Schilderung stattgefundener Begebenheiten und Enthüllung scheinheiliger und verbrecherischer Umtriebe heuchlerischer Gotteslästerer, die den Namen „frommer Christen" nicht scheuten zu entweihen und das Heiligste, was in der Menschenbrust wohnt, zum Deckmantel frecher und niedriger Leidenschaften benutzten und schändeten.

Balgowe

Historisch-romantisches Gemälde

von

F. W. F. v. Rekowski.

3 Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Maria Mancini.

Historischer Roman; nach dem Englischen des Sir Herward Freemantle

von

George Hesekiél.

8. 3 Bde. brosch. 3. Thlr. 22½ Ngr.

Schildert das abenteuerliche Leben einer Jugendgeliebten Ludwig XIV.

Die Bastardbrüder

oder

Geheimnisse von Altenburg.

2 Bände. 8. brosch. 1 Thlr.

Inhalt des ersten Bandes: I. Autor und Verleger. II. Des Roßmarkts erster Tag. III. Der Menschenverkäufer. IV. Edelmann und Harfenmädchen. V. Die Wahnsinnige und die altenburgische „Penne.“ VI. Der Congreßmann und seine Nichte. VII. In der Maus und unter der Brücke. VIII. Der Fluch der bösen That. IX. Mohr, Graf und Selbstmörder. X. Nächtliche Scenen und theure Kamillen. XI. Der Vampyr im grauen Ueberrock. XII. Das stille Haus. XIII. Der Pauperismus und das Leihinstitut.

Inhalt des zweiten Bandes: I. Der Invalide und das Vogelschießen. II. Alte Bekannte. III. Entführung, Gaunerliebe und Wiederfinden. IV. Die Altenburger in Leipzig. V. Entdeckungen und philantropische Bestrebungen der „weißen Agnes.“ VI. Der getäuschte Gauner. VII. Im stillen Haus und auf dem Balle. VIII. Der folgende Tag.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hesekiel, George,

Berlin und Rom oder Frömmler und Pfaffen aus d. Gegenwart

Bd.: 2

Altenburg 1846

P.o.germ. 1929 u-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10126838-3